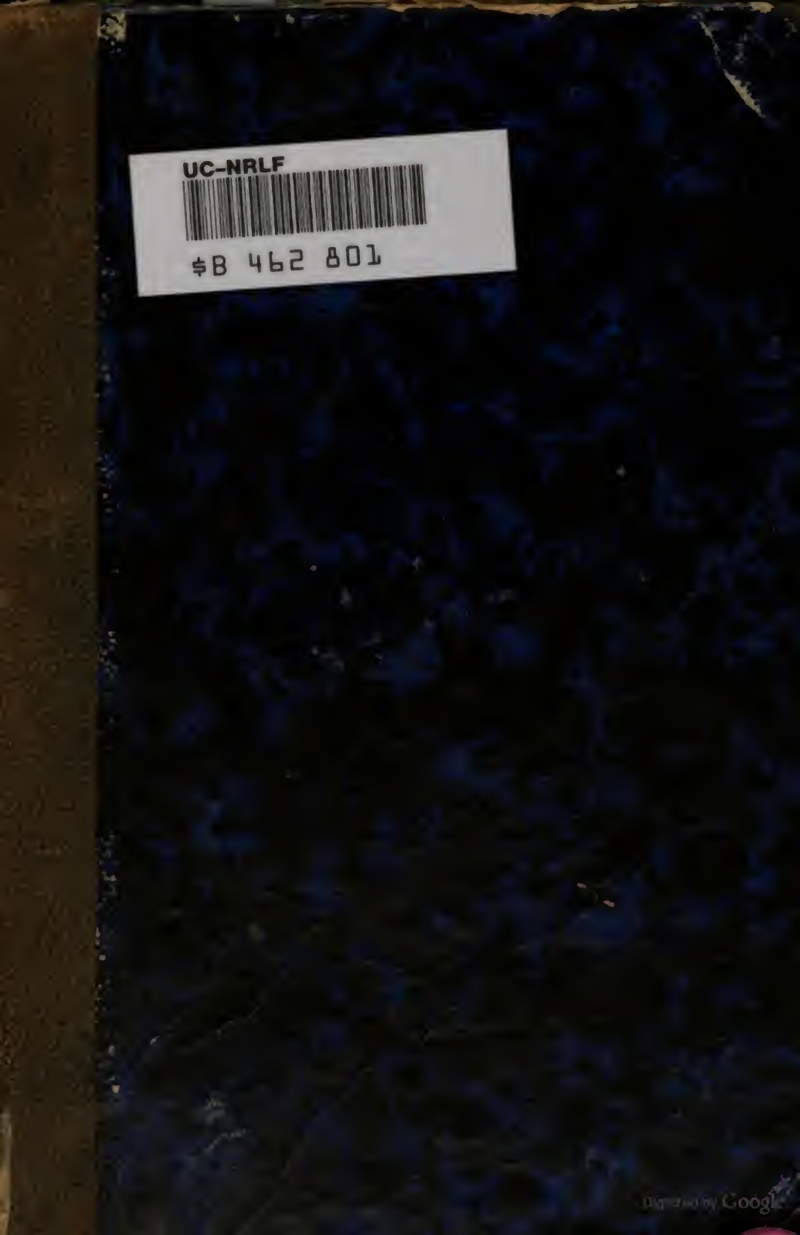

UC-NRLF
$B 462 801







Frauenleben unter den Mormonen.

Vierjährige Erlebnisse

der kürzlich aus Utah zurückgekehrten Gattin

eines Aeltesten der Mormonen.

Deutsch von A. Kretzschmar.

Dritter Theil.

Leipzig, 1856.

W. Einhorn's Verlag.

Frauenleben unter den Mormonen.

Vieljährige Erlebnisse

der kürzlich aus Utah zurückgekehrten Gattin

eines Aeltesten der Mormonen.

Deutsch von A. Kretzschmar.

Dritter Theil.

Leipzig, 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Dreiunddreißigstes Kapitel. Eine Heimath in der Wüste 1

Vierunddreißigstes Kapitel. Weitere Fortsetzung der Geschichte Emily's 18

Fünfunddreißigstes Kapitel. Kirche und Staat . . . 28

Sechsunddreißigstes Kapitel. Die Selbstanklägerin und der sterbende Gatte 44

Siebenunddreißigstes Kapitel. Eine Scene 58

Achtunddreißigstes Kapitel. Noch einmal Emily . . . 71

Neununddreißigstes Kapitel. Heirathen 79

Vierzigstes Kapitel. Eine Berathung 92

Einundvierzigstes Kapitel. Differenzen 103

Zweiundvierzigstes Kapitel. Eine neue Gattin . . . 114

Dreiundvierzigstes Kapitel. Ethlin's Abenteuer . . . 132

Vierundvierzigstes Kapitel. Das Goldfieber und seine Wirkungen 142

Fünfundvierzigstes Kapitel. Offenbarungen 152

Sechsundvierzigstes Kapitel. Geheimnisse 162

Siebenundvierzigstes Kapitel. Licht 176

Achtundvierzigstes Kapitel. Schluß 187



Dreiunddreißigstes Kapitel.

Eine Heimath in der Wüste.

Wir waren allein in der Wüste — Männer, Frauen und Kinder. Viele von uns waren von dem entschlossensten Fanatismus beseelt, andere von Gefühlen religiöser Verehrung für ihr Oberhaupt durchdrungen und alle hatten das Gelübde gethan, eine Sache zu unterstützen, welche, mochte sie nun gut sein oder schlecht und mit ihren Gefühlen übereinstimmen oder nicht, doch keinesfalls verhehlen konnte, den Ruhm der Hierarchie der Mormonen zu erhöhen und die Interessen und Absichten der Kirche zu befördern.

Ohne Zweifel war der Auszug der Mormonen Anlaß zur Freude für die Feinde dieses Volkes oder es ist auch möglich, daß sie die Sache mit absoluter Gleichgültigkeit betrachteten, obschon in eben dieser Thatsache der Grund ihres unerklärlichen Gedeihens und raschen Wachsthums liegt. Daß sie allein standen ohne benachbarte Gemeinden von anderer Glaubensrichtung und im Besitz eines auf radikal verschiedenen Prinzipien ruhenden socialen Systems, dessen Einfluß ihr Wachsthum verzögert oder die volle Entwickelung ihrer Pläne verhindert haben würde — dies war ein ihnen sehr günstiger Umstand. Es stand ihnen frei, Gesetze zu entwerfen, wie sie ihnen zusagten, ganz ihren eigenen Ansichten gemäß Bestim-

mungen zu treffen und mehr als Andere übte die Unmöglichkeit zu entfliehen einen wundersamen Einfluß auf die Unzufriedenen und bewog sie mehr als sonst etwas, bei ihrem Schicksal auszuharren und sich in die Umstände zu fügen, in welche sie einmal versetzt waren. Hätte den beleidigten Frauen die Möglichkeit zur Seite gestanden, den Schutz des Gesetzes anrufen oder auch nur aus der Nähe dieser neuen Ausschweifung entfliehen zu können, so würde die Vielweiberei schon im Keime den Todesstreich empfangen haben. So aber mußten die Personen, denen an ihrer Unterdrückung am meisten lag und welche die Last der daraus hervorgehenden unerträglichen Uebel zu tragen hatten, gezwungen, es dabei bewenden lassen und zwar in den meisten Fällen ohne Murren oder Klage. Der große Einfluß, den der Mormonismus in Utah erlangt hat, und die Macht, mit welcher er sich noch in der Welt fühlbar machen wird, ist einzig und allein in der Thatsache zu suchen, daß es ihm freigestanden hat, sich auszubreiten und ohne entgegenwirkende Einflüsse zu entwickeln, was in einem Staate mit bereits feststehenden Gesetzen nicht der Fall hätte sein können. In Utah ward der Mormonismus der Kern, um welches herum die Gesellschaft sich bildete, und drang auf diese Weise in alle Organisationen des häuslichen und politischen Lebens ein. Die Mormonen siedelten sich gleich von Anfang als Gemeinden an; sie waren durch menschliche Sympathien, nachbarliche Anhänglichkeit und die Bande kirchlicher Verwandtschaft an einander gefesselt. Demzufolge ward kein Einfluß verschwendet, sondern ein Mittelpunkt geschaffen, der eine Anziehungskraft besaß, welche nicht verfehlen konnte, Alles, was in ihr Bereich kam, bis zu einem gewissen Grade umzuformen und neu zu gestalten.

Der Auszug der Mormonen war, obschon er damals nicht

von dieser Seite betrachtet wurde, eine Missionsbestrebung nach großem Maßstabe und in der wirksamsten Form. Die auf diese Weise gegründete Mormonenkirche ward der Keim einer großen Stadt und säete den Samen zu allen ihren Uebeln und Gräueln ringsumher. Wie weit in der Zukunft diese Bewegung in ihrem Einfluß auf das Schicksal des westlichen Theils des Continentes oder sogar auf unsere Republik reichen wird, — dies zu entscheiden ist im gegenwärtigen Augenblick noch unmöglich.

Man darf indessen nicht glauben, daß alles dies ohne Arbeit und Mühe und zwar von der eifrigsten und mühsamsten Art zu Stande gebracht worden sei und in dieser Beziehung wenigstens können andere Christensekten sich das Beispiel der Mormonen zum Muster dienen lassen. In dieser Wildniß angesiedelt, haben sie sich nicht blos erhalten, sondern auch Missionaire nach allen Weltgegenden ausgesendet und zwar ohne jene Ansprachen durch die Presse und ohne irgend eines jener Bettelsysteme, welche von andern Religionsgemeinden angewendet zu werden pflegen. So ist Utah im Verlaufe weniger Jahre der Mittelpunkt der Mormonenwelt, die Basis eines mächtigen Staates und der Hort einer Kirche geworden, welche in allen wesentlichen Punkten vom Christenthum verschieden ist.

Wenn man auf die Vergangenheit zurückblickt, so scheint es kaum möglich, daß in so wenigen Jahren so Vieles zu Stande gebracht worden oder daß die Brüderschaft der Mormonen fortwährend so großen Zuwachs erhält. Es ist in unsern Augen wahrhaft wunderbar, daß seitdem wir als eine Schaar hungriger halbverschmachteter Auswanderer uns neben den Salzsee niedersetzten, so große Veränderungen in der physischen Beschaffenheit des Landes sowohl als auch in dem

Zustande unseres Volkes bewirkt worden sind. Das eine ist aus einer unbebaueten Wüste eine blühende, knospende Region geworden, während das andere für Armuth Reichthum gefunden, für Schwäche Stärke erlangt hat und nicht mehr verachtet, sondern gefürchtet wird.

Dachten wir wohl an einen solchen Triumph, als wir in jener Nacht an den Lagerfeuern saßen und über die Gefahren nachdachten, die wir überstanden hatten oder denen wir entgangen waren? Ich für meinen Theil dachte es nicht. Ja, die Menschen sind in der That blind und unwissend und nicht im Stande, zu berechnen, was die Folgen ihrer eigenen Handlungen sind. Ich habe niemals an den Mormonismus geglaubt, aber ich liebte meinen Gatten und war um seinetwillen entschlossen, überall auszuharren.

Die Zeit und die gemeinschaftlich bestandenen Gefahren und Beschwerden hatten meine Liebe zu ihm wunderbar erhöhet. Er war freundlich, rücksichtsvoll und sanft in seinem Benehmen gegen mich und obschon ich die Täuschung, die er beim Beginne unserer Bekanntschaft an mir verübt, recht wohl wußte, so verzieh ich ihm diese doch gern und würde ihm in Rücksicht auf mein Glück, zu lieben und geliebt zu werden, zehnmal mehr verziehen haben.

Viele Tage nach unserer Ankunft im Thale Utah bot das Lager ein sehr lebendiges Schauspiel dar. Der Platz der Stadt, welche der Mittelpunkt des Mormonismus werden sollte, mußte erst noch gewählt werden, ehe die Vermessung der einzelnen Baustellen erfolgen konnte. Das Werk ward jedoch rasch gefördert, denn Alle legten mit Eifer Hand an und in weit kürzerer Zeit, als wir geglaubt, hatten wir alle bequeme Häuser.

Anfangs wohnten zwei oder drei Familien in einem

Hause beisammen, dann wurden die Häuser bis auf die Zahl der Familien erhöhet und endlich als das Vielweibersystem immer herrschender ward, mußten die Häuser fast ins Unendliche vermehrt werden. Diese Häuser waren größtentheils aus einem in dem Thale Utah sich vorfindenden Stein erbaut, einige jedoch auch von Baumklötzen, und groß oder klein, je nach den Mitteln und den Geschmack des Besitzers. Mehrere dieser Wohnungen standen in malerischen, romantischen Umgebungen an den Ufern klarer Bäche oder auf sanften mit grünem frischen Gras bewachsenen Anhöhen. Andere standen mitten in breiten fruchtbaren Wiesen und Alles trug ein Gepräge der Sicherheit und Behaglichkeit, als einer neuen Ansiedelung nur selten eigen ist.

Obschon fern von den Grenzen der civilisirten Welt und außerhalb des Bereichs der Eisenbahnen und Dampfboote besaßen wir doch die Bedürfnisse und in vielen Fällen sogar die Luxusgenüsse des Lebens. Von dem abscheulichen System Smith's, den Heiden nichts abzukaufen, war allmälig Umgang genommen worden. Der Mormonismus hatte überhaup unter Smith's Nachfolger eine ganz neue Gestalt gewonnen. Die meisten Gaukeleien und Betrügereien wurden schon längst nicht mehr geübt, obschon wahrscheinlich jetzt keine weitere Veranlassung dazu vorlag. Der Handelsverkehr mit den Heiden ward ermuthigt unter der Bedingung, daß wir immer am besten bei dem Handel wegkämen und sie auf diese Weise bevortheilten, so wie die Israeliten die Egypter bevortheilt und beraubt haben sollen.

Hierzu kam noch, daß fortwährend noch andere Gesellschaften von Auswanderern eintrafen, die gewöhnlich sehr viel Gewürz und andere dergleichen Waaren mitbrachten, denn man darf nicht vergessen, daß seit der ersten Ausbreitung des

Mormonenglaubens durch Smith bis zu dem Auszuge nach der Wüste mehrere Jahre verstrichen waren, während welcher Zeit viele der Mormonenältesten viele Proselyten gemacht hatten. Diese waren nicht den Beschränkungen unterworfen gewesen, welche die unmittelbare Nähe des Propheten auflegte und demzufolge kamen sie mit allen Lebensbedürfnissen reichlich versorgt zu uns, nur fehlte es durchgängig an Mehl und Kartoffeln. Als Surrogat dafür lernten wir jedoch mehrere eßbare Wurzeln kennen, die, wenn sie gebacken oder auf sonst eine Weise zubereitet worden, sehr zuträglich nahrhaft waren.

Mrs. Bradish war so rührig und thätig wie je und man wird gern glauben, daß sie genug zu thun fand. Obschon stets neugierig und zuweilen zudringlich, war sie doch sehr nützlich, eine wunderbar treue Anhängerin der Kirche und stets bereit, zur Förderung des Gedeihens derselben jedes Opfer zu bringen.

Mrs. Beardsley wohnte bei ihrer Tochter und genoß das Vorrecht, Strümpfe für die ganze Kolonie zu stricken. Ihre Nadeln waren nie einen Augenblick müßig und nie war eine Frau emsiger beschäftigt, denn sie sah noch jeden Tag eine große Anzahl kleine Knaben und Mädchen barfuß vor ihrer Thür herumlaufen, während Mrs. Stillman senior eine nie versiegende Quelle des Aergers und der Unruhe darin fand, daß ihr Mann, wie sie glaubte, seinen ehelichen Pflichten häufig untreu ward.

„Wirklich," sagte sie einige Tage nach unserer Ankunft zu mir, „ich bin außer mir. Diese nichtswürdige Fanny Simpkins ist die Qual meines Lebens. Gestern sagte sie mir in's Gesicht, sie sei Mr. Stillman's Frau eben so gut als ich und ich sollte es ändern, wenn ich es könnte."

„Nun, ist sie denn mit Mr. Stillman vermählt worden?"

„Ja, das kann ich eben nicht ermitteln. Wenn ich ihn deswegen frage, so antwortet er gleichgültig oder unfreundlich, daß es mich nichts angehe oder so etwas Aehnliches, und das kann ich nicht ertragen."

„Aber was wollen Sie machen?"

„Ich wüßte nicht, was ich bereit wäre, zu thun, um mich von einem solchen Fluche zu befreien," antwortete sie. „Es ist entsetzlich und schändlich, daß ein Mann von seinen Jahren sich von einem blühenden Mädchen verführen läßt. Uebrigens will sie weiter nichts von ihm, als sein Geld."

„Glauben Sie das wirklich?"

„Ich weiß es. Sie wissen, daß er mir früher sein Geld stets aufzuheben gab und nie einen Cent ausgab, ohne daß ich es wußte. Jetzt dagegen macht er es ganz anders. Ich bin so gut wie Niemand. Er fragt mich nicht in Bezug auf irgend etwas um Rath, er giebt mir kein Geld, er —"

„Aber, Mrs. Stillman," entgegnete ich, „wenn das der ganze Grund Ihrer Klage ist, so sehe ich nicht ein, was Ihnen an Ihrem Glücke fehlen kann. Mr. Ward hat mir nie sein Geld zum Aufheben gegeben, er hat mich nie über seine Angelegenheiten zu Rathe gezogen und dennoch bin ich sehr glücklich gewesen."

„Aber mir gefällt das nicht."

„Es ist ein großes Ding, Mrs. Stillman, wer versteht, sich in die Umstände zu fügen, und je eher die Frauen von Utah dies lernen, desto besser ist es für sie."

„Aber es ist hart, wenn alte Leute noch neue Lectionen lernen sollen."

„Das weiß ich wohl; aber was wollen Sie sonst thun?"

Ich bemitleidete die alte Dame von Herzen. Sie war

beinahe sechszig Jahr alt, sah noch recht hübsch aus und hatte in ihrem Aeußern etwas Ehrwürdiges. Sie war an die ausschließliche Liebe und Verehrung ihres Gatten gewöhnt. Seit beinahe vierzig Jahren waren sie mit einander verheirathet. Sie war seine Rathgeberin und Trösterin gewesen und nun wendete er sich, bestrickt von den Reizen eines jüngern Gesichts, von ihr ab. Oft sah sie ihn mehrere Tage und Nächte hinter einander nicht. Wenn er kam, so waren seine Besuche kurz und er war seinem frühern Ich nicht mehr ähnlich. Wer vermag die gänzliche Einsamkeit ihres Herzens, das Gefühl ihrer tiefen Demüthigung zu schildern, welches um so schwerer zu tragen war, weil es unerwartet kam.

Jedoch wir müssen sie ihrem Grame überlassen und uns wieder einmal nach Brigham umsehen.

Sein Haus war in großartigem Style erbaut worden, hundert Fuß lang und sechszig breit.

„Ich rathe allen Brüdern," sagte er, „große Häuser zu bauen, um den Bedürfnissen ihrer wachsenden Familien zu genügen. Jeder Bruder sollte wenigstens vier oder sechs Frauen nehmen und sobald als möglich eine reine und vollkommene Generation für den Herrn erziehen. Auf keine andere Weise kann das Königreich der Heiligen errichtet werden."

Ich glaube, daß Alle die Wahrheit dieses Ausspruchs einsahen, aber Einer fragte, wo denn die Frauen alle herkommen sollten?

„Der Herr wird sie uns schaffen, eben so wie er Eva dem Adam schuf."

„Auf jeden Fall hoffe ich aber, daß es nicht auf dieselbe Weise geschehen wird," meinte Harmer.

„Es hat keine Gefahr," sagte Charley Moore.



„Ich für meinen Theil," antwortete Harmer, „würde mich gern mit einer Frau begnügen," und er blickte auf Emily.

Der Prophet gewahrte diesen Blick und wendete sich mit finsterer Miene ab.

„Nach der Größe und dem Aussehen seines Hauses zu urtheilen," sagte Mrs. Bradish, „beabsichtigt unser Oberhaupt, die Vorschriften, die er lehrt, auch selbst zu üben, nämlich in so weit die Erziehung einer zahlreichen Familie in Frage kommt."

„Das glaube ich auch."

„In diesem Hause können wenigstens vier große Familien Obdach finden. Wahrscheinlich beabsichtigt er, nach Art der Türken zu leben und jedem Weib mit ihren Kindern ein besonderes Zimmer einzuräumen."

„Höchst wahrscheinlich."

„Seine drei Frauen würden sich auch nicht gut mit einander vertragen. Sie zanken sich fortwährend und wie ich gehört habe, bedarf er seiner ganzen Autorität, um sie im Zaume zu halten."

„Sind sie denn eifersüchtig auf einander?"

„Das gerade nicht, wohl aber wünscht die eine den Vorrang vor der andern zu behaupten. Die Aelteste glaubt, ihr Alter gebe ihr Anspruch auf den Ehrenplatz; die Jüngste will die Erste sein, weil sie schön und die erklärte Günstlingin ist, und die Mittlere wegen ihres Vermögens. Sie wollen nicht mit einander essen, weil jede bei Tische obenan sitzen will, und eben so will jede die Angelegenheiten des Haushalts überwachen und leiten, während die andern die Arbeit verrichten. Ihr Gemahl hat ihnen versprochen, daß, wenn die Sclaven, die er bestellt hat, ankommen, sie dann alle von der Hausarbeit befreit sein sollen. Dies wird wahrscheinlich eine Verände-

rung herbeiführen, obschon kaum alle Eifersüchteleien, die ihnen das Leben verbittern, dadurch entfernt werden."

„Und welche die natürlichen Früchte der Vielweiberei sind."

„Nicht gerade die natürlichen Früchte," sagte Mrs. Bradish, „weil mehrere Frauen von meiner Bekanntschaft die Sache mit vollkommener Gleichgültigkeit betrachten. Mrs. Leach sagt, sie werde sich freuen, wenn ihr Gatte noch eine Frau heirathete, dafern er ihr nur ein besonderes Einkommen aussetze. Sie habe die Fesseln der Ehe nun lange genug ertragen und werde sie sehr gern von sich werfen."

„Aber wenn ich die Sache recht verstehe, so wird sie durch die Verheirathung ihres Mannes mit einer zweiten Frau ihrer Pflichten nicht enthoben."

„Seiner Aufmerksamkeiten aber wird sie doch jedenfalls in einem gewissen Grade überhoben sein."

„Wünscht sie so etwas?"

„Sie sagt es wenigstens."

„Dann ist sie in der That zu bemitleiden."

„Nicht so sehr als die, welche sich dem Schicksale widersetzen, durch welches sie doch zuletzt überwunden werden."

„Aber wie können Sie als Weib sich beifällig über ein System aussprechen, welches bestimmt ist, unser Geschlecht in Unglück und Elend zu stürzen?"

„Sie begreifen wirklich recht schwer, Mrs. Ward. Es ist nicht die Vielweiberei, was die Frauen elend und unglücklich macht, sondern es sind dies vielmehr die falschen und verkehrten Ansichten, in welchen sie erzogen worden sind. Die Töchter dieser selben Frauen, die sich jetzt so wüthend gegen dieses System erklären, werden daran gewöhnt aufwachsen und nicht im Stande sein, etwas Unrechtes oder Schlimmes darin wahrzunehmen. Es wird weder ihr Rechtsgefühl verletzen, noch

entwürdigend, noch demüthigend erscheinen. Keine wird sich scheuen, die dritte Frau eines Mannes zu werden, während die beiden ersten noch leben. Die Gewohnheit und die öffentliche Meinung sind es, welche in allen diesen Dingen entscheiden. Unter dem griechischen Kaiserreiche galt es unehrenhaft, mehr als einmal zu heirathen. In der Neuzeit kann ein Mann gesetzmäßig die zwanzigste Frau nehmen, dafern nur die ersten neunzehn todt sind, was nach meiner Ansicht nicht besser ist, als wenn er die zwanzigste heirathet, während die ersten neunzehn noch leben."

„Wenn Sie verheirathet wären, so würden Sie wahrscheinlich anders denken."

„Das ist wohl möglich, jedenfalls aber geht das Heirathen sehr flott und wird wahrscheinlich so gehen, so lange noch ein heirathsfähiges unvermähltes Frauenzimmer in dem District existirt."

„Mir kommt es aber sehr scandalös vor, alte abgelebte grauköpfige Männer mit jungen Mädchen am Arme auf der Straße herumspazieren zu sehen, während gleichzeitig eine bejahrte Frau, ihr treues und gesetzmäßiges Weib, daheim ihre Abwesenheit beweint."

„Das liegt vielleicht darin, daß Sie nicht daran gewöhnt sind."

„Nein, Mrs. Bradish," antwortete ich, „da irren Sie sich sehr; der Grund liegt in der Inconsequenz eines solchen Verfahrens, und selbst wenn es gesetzlich erlaubt wäre, so wäre es doch nicht räthlich und schicklich."

„Dann sind Sie anderer Ansicht als Abraham, Jakob, David und Salomo, welche alle die Vielweiberei für räthlich und schicklich hielten und sie ohne Rückhalt übten."

„Still, da kommt der Aelteste Lukas."

Der genannte Bruder näherte sich unserer Thür und redete uns an. Wir forderten ihn auf, einzutreten. Anfangs wollte er nicht, Mrs. Bradish aber bestand auf ihrem Verlangen.

„Ja, Bruder Lukas, Sie müssen hereinkommen und uns von der Hochzeit erzählen, welcher Sie neulich Abends beiwohnten. Es ist so viel davon gesprochen worden, daß ich sehr neugierig bin, etwas Näheres darüber zu wissen.“

„Na, ich glaube, es würde Ihnen nicht viel Vergnügen machen, wenn Sie es wüßten. Mir machte es auch keins. Ich wäre weit lieber nicht dabei gewesen; in meinem Leben thue ich so etwas nicht wieder.“

„Nun, was war denn so Schreckliches dabei?“

„Na, sehen Sie,“ antwortete er, „Bruder Haley war schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken umgegangen, eine zweite Frau zu heirathen, hatte aber nie den Muth, seine Harriet davon in Kenntniß zu setzen, und kam deshalb an demselben Tage, wo er Abends vermählt werden sollte, zu mir und sagte:

„Bruder Lukas, ich habe Dir einmal einen Gefallen gethan — weißt Du noch?“

„Ja wohl weiß ich es und ich werde mich dafür dankbar beweisen, wenn es je in meiner Macht steht.“

„Es steht jetzt in Deiner Macht,“ entgegnete er.

„Wie so?“

„Ich soll heute Abend mit meiner zweiten Frau vermählt werden. Meine erste aber weiß noch nichts davon und ich wünschte, daß Du hingingest und es ihr sagtest. Willst Du es thun?“

„Aber warum hast Du ihr denn nicht schon früher etwas davon mitgetheilt?“

„Ich konnte es ihr nicht sagen. Tausend Mal habe ich

mir vorgenommen, es zu thun, aber allemal hatte ich keine Courage."

„Wird sie es sich sehr zu Herzen nehmen?"

„O nein, ich glaube nicht sehr."

„Ich sah ihn fest an und bemerkte, daß sein Gesicht seine Worte Lügen strafte.

„Also willst Du hingehen?" fragte er nochmals.

„Ja wohl," antwortete ich und machte mich sofort auf den Weg.

„Mrs. Haley war emsig mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt. Sie sang ein trauriges Lied von der Heimath ihrer Kindheit und ihre Augen sahen roth aus, als ob sie geweint hätte, aber sie empfing mich herzlich und freundlich und fragte bald, ob ich ihren Mann gesehen, indem sie hinzusetzte, daß er diesmal seit längerer Zeit als gewöhnlich vom Hause abwesend sei.

„Das ist kein Wunder," sagte ich, „er wird durch ein etwas ungewöhnliches Geschäft aufgehalten."

„Und dies wäre?" fragte sie rasch.

„Können Sie es nicht errathen?"

„Ich glaube nicht, daß ich es könnte. Ich habe von den Geschäften meines Mannes keine nähere Kenntniß."

„Sie sah mich an und machte einen schwachen Versuch, zu lächeln.

„Sie scherzen," sagte sie.

„Ich scherze durchaus nicht."

„Nun, so sagen Sie mir es. Diese Ungewißheit martert mich."

„Sie wissen, daß die Ehemänner unter den Mormonen ein gewisses Vorrecht beanspruchen."

„Die Farbe wich augenblicklich aus ihrem Gesicht und ihre

Lippen wurden kreideweiß. Sie faltete die Hände so krampfhaft zusammen, daß das Blut unter den Nägeln zurückwich, näherte sich mir so, daß ich ihren angstvollen Hauch an meinem Gesicht fühlte, und sagte mit heiserer Stimme:

„Sagen Sie mir Alles — Alles — sogleich — sogleich."

„Fassen Sie sich, liebe Frau," sagte ich, „ihr Gatte versicherte mir, daß seine Liebe zu Ihnen unverändert ist, aber —"

„Er steht im Begriff, eine andere zu —"

„Das Wort blieb ihr auf der Zunge sitzen; sie konnte es nicht aussprechen. Ich nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Sie faßte sich mit den Händen an der Stirn. Ich glaubte, sie würde ohnmächtig werden, aber dies war nicht der Fall. Diese wohlthätige Vergessenheit des Leidens war ihr nicht beschieden. Sie sank auf einen Stuhl, nicht wie Niobe in Thränen, denn keine Thräne erleichterte ihr das Herz, sondern mit einem solchen Ausdruck von Jammer und Verzweiflung, wie ich ihn in meinem Leben nie wiedersehen mag."

„Und machten Sie keinen Versuch, sie zu trösten?" sagte Mrs. Bradish.

„O ja, das that ich. Ich sagte: Nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen. Sie werden, glaube ich, sehr glücklich zusammen sein. Die Dame, welche ihr Gatte gewählt hat, ist in jeder Beziehung seiner und Ihrer würdig. Sie wird Ihnen eine ganz ausgezeichnete Gesellschafterin sein."

„Sie wendete den Kopf ab, als wenn meine Worte sie schmerzlich berührten.

„Ich bitte Sie, sprechen Sie jetzt nicht! ich bitte Sie!" sagte sie.

„Ich saß einige Minuten schweigend da und fragte dann, in der Absicht, ihre Gedanken auf etwas anderes zu lenken,

wo sie die schöne Blume herhätte, welche in dem kleinen Gärtchen am Hause wuchs.

„Sie schlug ihre Hände mit einem Ausdruck der Verzweiflung zusammen, der mir bis zu meinem Todestage gegenwärtig bleiben wird. Er schien zu sagen: Wie kannst Du an Blumen oder an irgend etwas Schönes und Reines denken? Für mich ist hinfort Alles Finsterniß und Unheil. Ich fuhr jedoch fort: Gestern sah ich in dem Thale einige schöne scharlachrothe Blumen von einer ganz neuen Gattung blühen; wenn Sie wünschen, so will ich sie Ihnen holen."

„Sie schüttelte den Kopf und ein kalter Schauer schien sie zu durchrieseln.

„Sie wollen sie nicht?" sagte ich.

„Ich weiß es nicht," antwortete sie; „aber sprechen Sie nicht mit mir, wenigstens nicht von solchen Dingen."

„Ich sah nun meine Bornirtheit ein und wie vergeblich hier blos irdischer Trost wäre. Ich sah die Hülsen, die ich anstatt des Brodes des Lebens ihrem niedergebeugten und zerknirschten Gemüth geboten.

„Wollen wir beten?" fragte ich.

„Sie nickte.

„Wir knieten nieder und ich begann.

„O nicht so!" kreischte sie fast, „das kann ich nicht ertragen. Lassen Sie mich beten, wie ich in meiner Kindheit betete."

„Ich besann mich nun, daß sie in dem Rituale der Hochkirche erzogen worden, und glaubte nun die Worte jenes Gebets zu hören, welches in Bezug auf Pathos und Inbrunst nirgends seines Gleichen hat. Das Gebet aber, welches sie von sich hauchte, war, obschon eben so schön, doch ganz anders.

„Verlaß mich nicht, o Herr," betete sie, „in dieser meiner größten Noth, sondern reiche mir Deinen Arm. Sei Du

mein Gatte, mein Freund und Bruder, und wenn alle irdische Hoffnung mir untreu wird, lehre mich Dich immer mehr und mehr lieben, auf Dich schauen und auf Dich meine Hoffnung setzen und daß es Dir gefallen möchte, dieses große Unglück zu meinem geistigen Wohl zu heiligen, daß es Dir gefallen möchte, mein Herz von allen eitlen und thörichten Wünschen zu reinigen."

„Ein leichtes Geräusch an der Thür bewog mich aufzublicken. Haley stand dort und seine junge Gattin stützte sich auf seinen Arm, aber die beleidigte Gattin hörte in der Inbrunst ihrer Andacht nichts von seiner Annäherung.

„Und vor Allem, o Herr, vergieb meinem Gatten, daß er auf diese Weise ein Herz bricht und mit Füßen tritt, welches auf ihn baute, daß er das Vertrauen eines Weibes verrathen hat, welches ihn über alles liebte und ehrte."

Haley stand vor Scham und Ueberraschung wie angewurzelt.

„Ich bitte Dich, ihm zu verzeihen, daß er an Dir gesündigt und den von Dir eingesetzten heiligen Stand der Ehe zu einem Mittel der Ausschweifung erniedrigt. Vergieb auch seiner Mitschuldigen, damit ihre Augen sehen, wie üble Wege sie wandelt und damit Beide bereuen, ehe es zu spät ist."

„Schweigend und verstohlen zog die junge Frau ihren Gatten von der Thür hinweg und die Beiden verschwanden um die Ecke des Hauses. Mrs. Haley beendete ihre Andacht und stand ruhig und gefaßt auf. Das Gebet hat einen wunderbaren beruhigenden Einfluß und als ich fortging, hatte ihr Gesicht wieder seinen natürlichen Ausdruck genommen, nur war es sanfter und wehmüthiger.

„Haley hat mir später erzählt, daß, als er nach Hause

zurückkam, sie ihm nichts über den fraglichen Gegenstand sagte, ja überhaupt fast gar nicht sprach."

„Aber wo ist denn nun die junge Frau?" sagte Mrs. Bradish.

„In dem Hause ihres Vaters. Sie weigerte sich entschieden, mit Harriet zusammen zu wohnen, und sagte, die Nähe einer solchen Frau würde ein immerwährender Vorwurf für sie sein, den sie nicht ertragen könne und möge."

„Das würde auch der Fall sein," antwortete ich; „diese Polygamie ist blos ein anderer Name für die abscheulichste Sittenlosigkeit und keine redlich gesinnte Frau wird sich jemals dazu verstehen, ein solches System durch ihre Theilnahme daran zu unterstützen. Man könnte demselben sehr leicht Einhalt thun, wenn jedes Mädchen sich entschlösse, lieber unverheirathet zu bleiben, wenn sie nicht einen Mann bekommen kann, der noch keine andere Frau hat."

„Und wie, wenn nun den Frauen nicht das Recht zustünde, sich auf diese Weise zu weigern?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Nun denn," sagte Mrs. Bradish, „die vollkommene Entwickelung des Mormonismus wird die Frauen wieder in ihren ursprünglichen Zustand zurückversetzen."

„Und was für einer war denn dies?"

„Ein Zustand gänzlicher Abhängigkeit von ihren männlichen Verwandten. Diese Verwandten werden die Macht haben, sie zu verheirathen, wie sie es passend finden. Der Mann wird, anstatt mit dem Weibe eine Mitgift zu empfangen, vielmehr ihren Eltern oder Vormündern ein Geschenk machen, welches dann an die Kirche abzuliefern ist."

„Auf diese Weise gedenkt die Kirche von der Sclaverei der Frauen Nutzen zu ziehen. Abscheulich!"

„Sie können es Sclaverei nennen oder wie Sie sonst wollen," sagte Mrs. Bradish, „aber dennoch müssen Sie zugeben, daß dieser Gebrauch durch die Patriarchen geheiligt ist. Jakob kaufte seine Weiber und dasselbe thaten David und Hosea laut der heiligen Schrift, welche auch Sie verehren, während das Buch Mormons diesen Gebrauch ausdrücklich autorisirt."

Bald nachher entfernte sich Bruder Lukas und Mrs. Bradish ging ebenfalls fort, um einen der Aeltesten zu besuchen, mit welchem sie, wie es schien, sich näher zu befreunden begann, und der seine Wohnung mit zwei frischen muntern Dirnen theilte, die bei ihm die Stelle von Gattinnen vertraten.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Weitere Fortsetzung der Geschichte Emily's.

Da ich kurze Zeit allein war, so freuete ich mich, Emily die Gasse herabkommen zu sehen. Sie war ungewöhnlich sorgfältig gekleidet und noch nie hatte ich sie so schön gesehen. Als sie näher kam, war es mir als ob sie in ihrem Wesen und ihrer ganzen Erscheinung etwas Aehnliches von Brigham hätte. Aber dennoch war dieser Gedanke ein ganz neuer und würde einem gleichgültigen Beobachter lächerlich erschienen sein. Brigham galt für häßlich, aber es ist nichtsdestoweniger Thatsache, daß selbst zwischen den schönsten und den häßlichsten Leuten sich gewisse Aehnlichkeiten auffinden lassen, gerade so wie eine Karrikatur eine gewisse Aehnlichkeit mit ihrem leben-

den Original hat, obschon jeder Zug auf groteske Weise übertrieben ist.

Ein Gedanke, den ich nicht einen Augenblick zu hegen wagte, durchzuckte mich. Ihr Antlitz hatte in der letzten Zeit einen festen energischen Ausdruck angenommen, der die Aehnlichkeit noch auffallender und hervortretender machte und ich war schon halb entschlossen, ihr etwas darüber zu sagen.

Nachdem wir bei ihrem Eintreten die gewöhnlichen Komplimente gewechselt, kam sie auf den Gegenstand zu sprechen, der ihre Gedanken am meisten zu beherrschen schien.

„Sie wissen," sagte sie, „daß Brigham mir bei meiner ersten Unterredung mit ihm einen Monat Bedenkzeit bewilligte, innerhalb dessen ich mich entscheiden sollte, ob ich ihn zum Gatten haben wolle oder nicht. Die Frist war schon vor einiger Zeit abgelaufen, aber er verlangte meine Entschließung erst gestern, indem er sagte, er wünsche daß ich sehen möchte, wie vollkommen er im Stande sei, noch eine Frau in sein Haus aufzunehmen, daß die schönsten Zimmer in seinem Hause für mich bestimmt seien und daß er die Macht habe, nicht blos mich sondern auch alle meine Freunde zu strafen, wenn ich bei meinem ersten Entschlusse stehen bliebe."

„Und was sagten Sie ihm?"

„Daß er mich strafen könne so viel er Lust hätte, weil ich entschlossen sei, mir selbst treu zu bleiben und niemals einen Mann zu heirathen, der bereits eine Frau hätte. Was meine Freunde beträfe, so wäre die Zahl derselben gering, sie seien aber recht wohl im Stande sich selbst zu schützen und deshalb hegte ich in dieser Beziehung keine Furcht.

„Nimm Dich in Acht, meine Autorität zu verachten, sonst sollst Du dieselbe fühlen," sagte er.

„Ich verachte weder Sie noch Ihre Autorität, entgegnete

ich; „und dennoch warum sollte ich dieselbe fürchten? Sie sind auch weiter nichts als ein Mensch und alle Macht, die Sie als Oberhaupt der Kirche besitzen, kann Ihnen jeden Augenblick entrissen werden, wenn Sie einen tyrannischen Gebrauch davon machen.“

„Sie wagten, dem Löwen in seiner Höhle Trotz zu bieten!“

„Mir scheint es nicht so. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber jedes Mal, wo ich diesen Mann sehe, wird meine Furcht vor ihm geringer. Ich glaube, sie wird noch ganz verschwinden.“

„Ich hoffe nur, daß Sie nicht Ursache bekommen!, ihn zu fürchten; aber was sagte er dazu?“

„Daß Niemand sich einmischen würde, um ihn zu hindern, mit mir zu machen was er Lust hätte.“

„Haben Sie vergessen, daß es eine Macht giebt, welche versprochen hat, die Vaterlosen zu schützen und deren Versprechungen stets in Erfüllung gehen? fragte ich. Auf Ihn setze ich mein Vertrauen.

„Aber Du verachtest meinen Schutz, wenn Du mich verschmähst, sagte mein Peiniger; „Du vereitelst seinen Willen und verwirkst seine Fürsorge, wenn Du nicht mein Weib wirst. Er wird nichts für Dich thun und welche andere Zuflucht bliebe Dir dann übrig?“

„Der Tod.“

„Der Prophet fuhr wild empor. Wer spricht vom Tode? fragte er.

„Ich spreche davon! und ich heftete mit ruhigem furchtlosem Blick meine Augen auf sein Gesicht. Ich spreche davon. Früher oder später ist er uns allen beschieden. Er ist es, der den Unterdrücker und sein Schlachtopfer auf gleiche Stufe

stellt. — Er ist eine sichere und stete Zuflucht gegen Verfolgung aller Art und lieber will ich in das feuchte kalte Grab hinabsinken, als Ihr Weib werden."

„Aber die Menschen können nicht allemal das haben, was sie lieber wollen, sagte er spöttisch, besonders wenn der Wille des Himmels dagegen ist und Du wirst nicht wagen, nein, Du wirst nicht wagen, ungerufen vor dem Antlitz Deines Gottes zu erscheinen."

„Ich gab keine Antwort.

„Weigerst Du Dich, mir zu antworten? fragte er.

„Ja, ich weigere mich. Sie haben kein Recht, solche Fragen zu thun.

„Ja wohl habe ich das Recht zu fragen; der Himmel hat mir das Recht verliehen, Deine geheimsten Gedanken zu wissen.

„Dann muß Ihnen der Himmel auch die Macht geben, sie zu ergründen, denn ich werde sie Ihnen niemals offenbaren."

„Er schien über meine Kühnheit zu erstaunen, aber ich hatte schon längst bemerkt, daß die Kundgebung eines trotzigen Sinnes das beste Verfahren ihm gegenüber war. Nach einem Schweigen, welches mehrere Minuten dauerte, sagte er:

„Wie es scheint, bist Du deswegen abgeneigt mich zu heirathen, weil ich schon verheirathet bin. Gesetzt nun Du heirathest Harmer oder irgend einen andern jungen Mann, so bist Du auch nicht sicher, daß er nicht fast unmittelbar darauf noch andere Frauen nimmt, besonders wenn dies abgesehen von seiner angenehmen Seite als eine religiöse Pflicht betrachtet wird. Einwürfe in dieser Beziehung sind gänzlich ungültig.

„Meine Einwürfe sind viel und groß; die Vielweiberei

ist blos einer derselben, antwortete ich; wollen Sie mir nun gestatten, mich zu entfernen?

„Wenn Du mir versprechen willst, keinen Umgang mit Harmer zu pflegen.

„Aber dies mag ich nicht versprechen.

„Du willst nicht?

„Nein; Sie haben kein Recht, ein solches Versprechen von mir zu verlangen.

„Ich hätte kein solches Recht, wie?

„Ganz gewiß haben Sie keins und was noch mehr ist, Sie besitzen auch nicht die Autorität, ein solches Recht durchzuführen. Ich werde sprechen und umgehen mit wem ich Lust habe, auch wenn Sie nicht wollen.

„Deine Keckheit steht Dir bewundernswürdig gut, sagte er endlich, indem er meine funkelnden Augen und mein trotziges Gesicht betrachtete. Noch nie habe ich Dich so schön gesehen. Ich liebe die Abwechselung und nach dem endlosen Lächeln, mit welchem meine anderen Weiber mir zu begegnen pflegen, wäre es kostbar, eine zu haben, deren schöne Lippen schmollen oder auch ein wenig schelten könnten. Immer Zucker bekommt man zuletzt überdrüssig und ein wenig Bitterkeit ist zuweilen sehr angenehm.

„Wenn Sie erlauben, so will ich mich entfernen.

„Aber ich erlaube es nicht.

„Dann gehe ich ohne Ihre Ihre Erlaubniß, und die That auf das Wort folgen lassend sprang ich zum Fenster hinaus.

„Die Wohlbeleibtheit des Propheten hielt ihn ab, mir zu folgen, obschon er mir nachsah und nachrief.

„Als ich um das Haus herum und durch ein kleines Thor ging, von welchem ein Fußweg in das Thal führte, begegnete ich einer Dame, in welcher ich eine von Brigham's Frauen

erkannte. Sie sah unruhig und verstimmt aus. Ich bot ihr die Hand und erkundigte mich nach ihrem Befinden.

„Sie antwortete höflich, ihre Gesundheit sei gut und indem sie dann sogleich auf den Gegenstand überging, der ihre Gedanken vorzugsweise beschäftigte, sagte sie:

„Brigham wünscht Sie zu seiner Frau zu machen.

„Allerdings, entgegnete ich.

„Wohlan, bemerkte sie, indem sie mich vom Kopf bis zum Fuße betrachtete, Sie sind viel zu schön und ich glaube auch, viel zu gut, um das Weib eines solchen Tyrannen zu sein. O, Miß, wenn Sie ihn eben so gut kennten als ich, so würden Sie lieber alle Martern dulden, ehe Sie sich dazu verstünden, sein Weib zu werden.

„Diese Aeußerung erweckte meine Neugier. Ist er denn nicht ein Muster von Ehemann? fragte ich.

„Ein Muster von Ehemann! antwortete sie bitterlich; kein Mann kann für mehr als eine Frau ein wirklicher Gatte sein und ich zweifle sehr, ob es dieser Mann auch nur für eine sein könnte.

„Warum?

„Weil er zu egoistisch ist — zu gänzlich von jedem schöneren und edleren Gefühle entblößt. Er ist keiner gefühlvollen Regung fähig und entwürdigt die Ehe zu einem blosen Mittel zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts.

„Ist er Ihnen gewogen?

„Wie kann er mir gewogen sein, wenn die Pflicht, wie er es nennt, ihn nöthigt, seine Aufmerksamkeit zwischen so viele zu theilen und jede seiner Frauen darnach trachtet, ihren vollen Antheil von seiner Rücksicht zu erhalten? Nein, er macht sich aus keiner von uns allen viel. Fortwährend macht irgend ein neues Gesicht Eindruck auf ihn und das ist eben

der Fluch der Vielweiberei. Die Männer sind von Natur Freunde der Veränderung, aber Gewohnheit, öffentliche Meinung und vieles Andere trägt in den meisten Gemeinden dazu bei, diese Neigung zu zügeln. Bei uns dagegen wird dieser Hang durch die Polygamie befriedigt und ermuthigt. Hier kann einer so viel Frauen haben als Kleider und die alten unbeachtet lassen, wenn er die neuen anzieht. Wie hasse und verachte ich mich selbst, daß ich jemals an so etwas Theil genommen!

„Aber hatten Sie von diesen Uebeln nicht eher Kenntniß, als bis Sie dieselben selbst erfuhren?

„Ach wohl hätte ich wissen sollen, daß die Polygamie Alles vernichten müsse, was im Ehestand heilig, schön und zart ist; ich hätte voraussehen sollen, wie das süße Vertrauen, die wechselseitige Sympathie sogar die Sorgen, welches mehr als alles andere das wahre Band des ehelichen Lebens ausmachen, nothwendig fehlen müsse, wenn die Neigungen des Herzens zwischen so viele Gegenstände getheilt sind, deren Ansichten, Gefühle und Meinungen nicht anders als verschieden sein können.

„Behandelt er Sie alle auf gleiche Weise?

„So ziemlich; es würde auch sein eigener Schaden sein, wenn er einer einen entschiedenen Vorzug vor der andern geben wollte. Eines Tages kaufte er mir ein Band, worüber Alice sehr böse ward und obschon er ihr den nächsten Tag ein Kleid kaufte, so war sie doch noch nicht zufrieden, sondern schimpfte und schalt, bis er ihr befahl, den Mund zu halten und nie so lange sie lebte, ihn das Wort Band wieder hören zu lassen.

„Und gehorchte sie ihm?

„Sie war wenigstens so klug, nicht ungehorsam zu sein,

aber ich bitte Sie um's Himmels willen, lassen Sie Brigham nicht wissen, daß ich Ihnen ein Wort gesagt habe.

„Ganz gewiß nicht.

„Er würde mich strafen, wenn er etwas davon erführe.

„Fürchten Sie sich denn vor ihm?

„Wahrscheinlich wissen Sie nicht, daß diese Ehemänner unter den Mormonen, welche mehrere Frauen haben, ihre Familien nach einem bestimmten Gesetzbuche regieren.

„Ich antwortete mit Nein.

„Es ist dies aber der Fall und jeder Bestimmung dieses Gesetzbuches ist auch eine Strafe beigefügt, welche sich in Bezug auf Strenge nach der Art des Vergehens und dessen Größe in den Augen der Aeltesten der Mormonen richtet.

„Aber wie kommt es, daß ich noch nie etwas davon gehört habe?

„Weil Sie in einem Hause wohnen, wo die Polygamie praktisch unbekannt ist und weil auf dem mindesten Ausschwatzen von häuslichen Angelegenheiten eine schwere Strafe steht. Indem ich Ihnen dies sage, riskire ich eine schwere Züchtigung.

„Aber doch möchte ich noch mehr von diesen Hausgesetzen hören — wie lauten sie?

„Die erste Regel verbietet das Ausplaudern irgend eines Vorfalls, welcher sich im Hause ereignet, vorausgesetzt, daß derselbe die Ehre des Gatten oder eine seiner Frauen compromittirt oder dazu beitragen kann, das Institut der Vielweiberei in Mißcredit zu bringen.

„Und die Strafe besteht in einer einmonatlichen Einsperrung in den Keller.

„Und ist diese Einsperrung schon an Mormonenfrauen vollstreckt worden?

„Das weiß ich nicht. Indessen ist es nicht unwahrscheinlich.“

„Und die zweite Regel?

„Verbietet allen Zank und Streit unter den Frauen. Die, welche den Streit anfängt, erhält die Strafe, die je nach Befinden in drei bis fünf und zwanzig Hieben besteht.

„Und von wem werden diese Hiebe ausgetheilt?

„Gewöhnlich von dem Manne, obschon auch zuweilen durch einen Stellvertreter, den er selbst bestimmen kann.

„Die dritte Regel verbietet jeder Frau, eine andere zu schimpfen oder zu schlagen, bei Strafe von einem Dutzend Hieben, die von dem beleidigten Theile verabreicht werden.

„Die vierte Regel verbietet jeder Frau, das Kind einer andern zu schlagen oder sonst zu züchtigen, bei Strafe von der Mütter des geschlagenen Kindes eben so viele Hiebe zu erhalten.

„Und dies ist alles?

„Nein, noch nicht. Andere Vergehen ähnlicher Art sind noch klassificirt und mit ihren Strafen zusammengestellt, aber alle beziehen sich mehr oder weniger auf jenes abscheuliche System, welches den häuslichen Altar zu einem Tempel gesetzlicher auf Grund einer angeblichen Offenbarung sanctionirten Prostitution macht.

„Ich brauche kaum zu sagen,“ fuhr Emily fort, „wie sehr ich in meinem Abscheu vor diesem verhaßten Institut durch diese Mittheilung bestärkt ward und daß es nun mein fester Entschluß ist, niemals, so lange ich in dem Gebiet der Mormonen lebe, ein Ehebündniß einzugehen.“

„Auch nicht mit Harmer?“

„Nein, auch nicht mit diesem, wenn nicht vielleicht ein neuer Zustand der Dinge Platz ergreift.“

„Und dies ist sehr unwahrscheinlich."

„Obschon nicht unmöglich; auf jeden Fall kann es versucht werden."

„Was meinen Sie damit?"

„Nun, lassen Sie das jetzt nur gut sein; Sie werden es schon noch erfahren," sagte Emily, welche bald darauf Abschied von mir nahm und sich entfernte.

Während ich noch über ihre Worte und deren Bedeutung nachdachte, gingen Harmer und Lawrence an meinem Fenster vorüber. Sie unterredeten sich in leisem, eifrigen Tone und es fiel mir nun ein, daß ich sie auch schon früher häufig beisammen gesehen hatte. In diesem Augenblick kam Mr. Ward von entgegengesetzter Richtung in das Haus.

„Diese Leute," sagte ich durch das Fenster deutend, „werden sehr intim."

„Wie ich bemerke," antwortete er; „wahrscheinlich brüten sie irgend ein Unheil aus."

„Vielleicht besprechen sie sich auch über etwas Nützliches oder Gutes."

Mr. Ward schüttelte den Kopf und es war von dieser Sache weiter nicht mehr die Rede, weil ich selbst nicht wünschte seinen Verdacht rege zu machen oder zu bestärken.



Fünfunddreißigstes Kapitel.

Kirche und Staat.

In Utah angesiedelt glaubten die Mormonen, daß die Regierung zu Washington keine Notiz von ihnen nehmen werde und daß sie dem Bereiche der Autorität dieser Regierung entrückt seien. Aus diesem Grunde entwickelten sie nun rasch eins der Hauptprinzipien ihrer Religion, nämlich die Vereinigung der Kirche und des Staates, woraus, wie man sich denken kann, nothwendig ein willkürlicher und unverantwortlicher Despotismus hervorging. Brigham war weltlicher Herrscher und geistiger Regent; der Schöpfer und Vollstrecker der Gesetze, Prophet, Priester und König, so weit als wirkliche Macht und Autorität in Frage kam. Allerdings berieth er sich mit den Aeltesten, aber deshalb machte er doch, was er wollte. Sie konnten wohl Rath ertheilen, aber nichts anordnen. Gewiß ist jedoch, daß viele seiner wichtigsten Pläne nur Wenigen anvertraut wurden und daß Boten an verschiedene Indianerstämme kamen und gingen und daß Indianerhäuptlinge bewirthet und geheimnißvolle Verträge mit ihnen geschlossen wurden, von deren Inhalt nur wenig Auserwählte etwas wußten. Zuweilen war der vorgebliche Zweck der Handelsverkehr, obschon auch der oberflächlichste Beobachter hierbei etwas bemerkt haben würde, was auf ein tieferliegendes und ehrgeizigeres Project schließen ließ.

Mittlerweile ward alles Mögliche gethan, um den Arm der Kirche zu kräftigen und unter der Kirche verstand Brigham offenbar sich selbst. Steuern wurden erhoben und verschiedene Maßregeln getroffen, um die Einkünfte zu erhöhen. Die auf diese Weise erlangten Fonds wurden nach Abzug eines sehr kleinen Theils zur Besoldung der Missionaire auf eine mir unbegreifliche Weise, wahrscheinlich zu irgend einem geheimen Zweck, verwendet. Die Missionaire wurden ebenfalls genöthigt, zu reisen und zu predigen und ganz im Gegensatze zu denen anderer Christengemeinden ward ihnen niemals gestattet, mit großen Kosten und wenig Nutzen lange an einem und demselben Orte zu bleiben. Nach unserm Einzug in Utah wurden sie ganz besonders instruirt, alles Mögliche aufzubieten, um die dem neuen Glauben Günstigen zum Auswandern zu bewegen und Alle, mochten sie nun dem neuen Glauben günstig sein oder nicht, auf die außerordentliche Schönheit und Gesundheit des Landes aufmerksam zu machen. Sie wurden angewiesen, Kirchen zu organisiren, Neubekehrte zu taufen und Geschenke anzunehmen, welche dazu beitragen konnten, den allgemeinen Fond zu vermehren, während gleichzeitig von keiner Kirche verlangt ward, einen speciellen Pastor oder Geistlichen anzustellen, weil von jedem Bruder vorausgesetzt ward, daß er die Fähigkeit habe zu predigen.

Die Art und Weise ihrer Erwählung war ziemlich originell. Die Namen einer gewissen Anzahl wurden auf kleine weiße Papierzettel geschrieben und dann mit einer gleichen Anzahl unbeschriebener in einen Hut gethan. Hierauf ward das Ganze tüchtig umgeschüttelt, worauf der älteste Bruder und nach ihm die übrigen einer nach dem andern einen Zettel herauszogen und dann die Männer, deren Namen auf diese Weise gezogen worden, als von dem heiligen Geiste zum Prediger

bestimmt betrachtet wurden. Man betrachtete es als den Gipfelpunkt der Ruchlosigkeit, auf irgend eine Weise dieser Pflicht ausweichen zu wollen, doch ward von Niemandem verlangt, daß er länger predige, als es sich mit seiner Neigung und Fähigkeit vertrug. Manche sprachen daher eine ganze Stunde, andere dagegen kaum fünf Minuten lang. Manche wählten einen förmlichen Text, über den sie einen Vortrag hielten, andere ermahnten blos.

Diese Methode machte jedoch die Sache interessant und brachte die oft sehr wünschenswerthe Abwechselung hinein. Die Missionaire, welche man unter die Heiden sendete, wurden auf dieselbe Weise gewählt, während die zu Hause Bleibenden nicht müßig warten durften, bis sie an die Reihe kämen, sondern sich auf irgend eine andere Weise nützlich machen mußten. Welche Fehler Brigham auch übrigens haben mochte, so entwickelte er doch in dieser Beziehung eine lobenswerthe Energie, Geistliche oder Aelteste, welche auf ihren heiligen Beruf hin allerhand Ansprüche erhoben und der Kirche die Last ihres Unterhalts aufzubürden oder sich von körperlicher Arbeit freizumachen suchten, wurden von ihm sehr ernst zurechtgewiesen und wenn sie hartnäckig blieben, als Müßiggänger und Drohnen auf schimpfliche Weise entlassen.

„Wer ein Stück wüstes Land urbar macht und eine Familie in der Furcht Gottes und in dem Glauben der Mormonen großzieht, hat ein großes Werk vollbracht und soll mit Christo tausend Jahre leben und herrschen,“ sagte er bei allen Gelegenheiten.

„Und was wird mit Denen werden, die durch die Natur, durch Unglück oder ungünstige Umstände von der Erfüllung dieser Pflichten abgehalten werden?“

„Diese muß man bemitleiden und ihnen verzeihen, aber

kein geistlicher Aeltester oder Bruder, welcher fähig ist, die Verantwortlichkeit über sich zu nehmen, möge davor zurückbeben, damit ihm nicht das Recht versagt werde, an den Früchten vom Baume des Lebens Theil zu nehmen."

Unter seiner Disciplin sahen die Prediger sich genöthigt, Beschäftigung zu suchen. Viele von Ihnen wurden die rührigsten Landwirthe, Andere trieben Handwerke und einige befaßten sich mit Handelsgeschäften. Der Prophet und Gouverneur suchte alle dergleichen Unternehmungen zu ermuthigen und sein Raisonnement war in dieser Beziehung sehr richtig und angemessen.

„Es ist ein feststehendes Gesetz," pflegte er zu sagen, „daß jeder Mensch mit wenigen und seltenen Ausnahmen von Dem leben soll, was er selbst erwirbt, aber nicht von Dem, was Andere erwerben. Kein Mensch hat das Recht, zu leben oder sein täglich Brod zu essen, ohne in irgend einer Gestalt eben so viel zu produciren als er consumirt und zwar durch redliche körperliche Arbeit. Es ist jedes Menschen Pflicht, sich durch die Fortpflanzung zu vervierfachen und das Kapital der Welt für die nächste Generation zu vermehren. Ein Landwirth muß eine geklärte, angebauete und mit Viehstand versehene Farm der Kirche hinterlassen. Ist er ein Gläubiger und Prediger der Wahrheit gewesen, so ist es um so besser. Es beweist dies, daß er als fleißiger und nützlicher Bürger seine Pflicht gethan. Ich lobe und ehre einen solchen und mein Lob und mein Ehre ist werth, daß man sie besitze. Er soll ein König und Priester bei Gott sein; dies ist mir offenbart worden."

Es war Brigham's Politik, besonders Die zum Predigen zu ermahnen, die sich vorzugsweise in wohlhabenden Umständen befanden. Dadurch ward jede Nothwendigkeit einer

Unterstützung von Seiten der Kirche vermieden. Ebenso monopolisirten die Reichen die Frauen im hohen Grade und während daher mancher die Ehre genoß, ein Prediger und reicher Mann mit einem Haus voll liebenswürdiger Frauen zu sein, die jeden seiner Winke befolgten, war ein anderer, der ebenso gut war und vielleicht ein besseres Herz, aber weniger von den Gütern dieser Welt besaß, zu den freudenlosen Prüfungen der Ehelosigkeit verdammt. Es läßt sich jedoch in dieser Beziehung nicht leugnen, daß einige der Frauen strafbar waren und daß ihre Handlungsweise in nicht geringem Grade zur Fortdauer der Polygamie beitrug. Nicht wenige gaben einem reichen Manne, wenn er gleich schon ein Dutzend Frauen hatte, den Vorzug vor einem armen, der noch keine besaß und obschon die Reue sich unvermeidlich einstellte, so war es dann doch zu spät.

Der Prophet ermuthigte diesen Zustand der Dinge aus verschiedenen Gründen und schien sogar die Armuth fast als ein Verbrechen zu betrachten, dessen Bestrafung in der Beraubung der socialen und häuslichen Genüsse bestehe.

Brigham's Politik ging auch dahin, dem Glauben der Mormonen eine Consistenz oder vielmehr eine systematische Form zu geben, so wie er sie unter Smith's Administration niemals gehabt. Außer den Wundern des tausendjährigen Reiches, worüber die Prediger sich sehr gern ausließen, sprachen sie auch vorzugsweise über das geistige Leben. Sie gaben vor zu glauben und lehrten, daß Gott fortwährend eine Menge kleiner Geister bei der Hand habe, welche in irdischen Leibern eine Zeitlang auf der Erde zu wohnen wünschen, denn die menschlichen Körper sind irdische Tabernakel und zeitweilige Wohnhäuser für die Geister. Dabei aber ist ehelicher Umgang nöthig, um das Werk zu vollführen und da Gott sehr

viel daran liegt, daß diese Geister mit Körpern ausgestattet werden, und die Geister selbst sehr wünschen, in das Erdenleben einzugehen, so war es die Pflicht aller wahren Gläubigen, ihren Beistand dazu zu leihen und die Körper so schnell als möglich zu produciren. Und diese Lehre, so seltsam und lächerlich sie auch scheinen mag, ward offen als Vertheidigung der Polygamie von der Kanzel gepredigt.

„Es ist mir offenbart worden,“ sagte eines Tages Brigham von der Kanzel, „es ist mir offenbart worden, daß es millionenmal Millionen kleiner Geister giebt, die alle auf sterbliche Leiber warten und wenn sie Körper annehmen, so wünschen sie vorzugsweise von den Mormonen abzustammen. Natürlich würde die höhere Gattung eine niedrige, gemeine Abstammung verschmähen, ebenso wie ein rechtschaffener Mann nichts von einem gottlosen, und eine nette saubere Person nichts von einer schmuzigen wissen mag. Deshalb wünschen auch diese Geister blos an einen Ort zu gehen, wo Reinheit und Rechtschaffenheit wohnt. Die niedrige Gattung Geister geht eben so unter die Niedrigen und Uncultivirten, wo die Grundsätze der Tugend und Rechtschaffenheit ganz oder theilweise vernachlässigt worden sind. Gute Geister wünschen nicht an den Sünden der Niedrigen und Gefallnen Theil zu nehmen. Daher bleiben sie im Himmel, bis der Reinheit und Gerechtigkeit ein Weg geöffnet ist, auf welchen es ihnen möglich ist, ehrenvolle Körper in der Welt anzunehmen. Diesem Ruf laßt uns folgen und wir werden die herrlichsten Geister zu Ehren unserer Generationen an uns ziehen. Versucht es und Eure Kinder werden die schönsten Werke aus der Hand Gottes sein. Mögen die Diener Gottes die Grundsätze der Heiligkeit und Gerechtigkeit aufrecht erhalten und eine möglichst große Anzahl Frauen heirathen, damit sie auf diese Weise immer mehr

von jenen Geistern an sich ziehen, welche den Gott Israels verherrlichen, da wir die Versicherung haben, daß alle gute Geister nothwendig in Utah oder unter wahren Gläubigen geboren werden müssen. Der Allmächtige wird seine ausgewählten Geister niemals unter das niedrige, ausgeartete Volk der einunddreißig Staaten schicken, welche die Tugendhaften auf den Besitz eines einzigen Weibes beschränken."

Ein anderweites Argument, welches er zu Gunsten der Polygamie aufstellte, war, daß dadurch die Race verbessert werde.

„Ich habe mich," sagte er, „wie ich stets thue, umgesehen und bemerkt, wie eifrig viele unserer Landwirthe darauf bedacht sind, ihren Viehstand zu verbessern, die Racen zu veredeln und ihn auf diese Weise immer nutzbarer zu machen; aber nur selten denken die Menschen daran, ihr eigenes Geschlecht zu veredeln. Ich bitte Euch, einen Augenblick hierüber nachzudenken. Ich habe selten über diesen Gegenstand sprechen hören, obschon er einer der wichtigsten ist, der jemals erörtert worden. Wir wollen ein wenig weiter in die Philosophie dieses Gegenstandes eingehen. Wenn ein Mann viel Weiber hat und auf diese Weise sein Blut mit mehreren mischt, so kann er seine Nachkommen eben so veredeln, wie wir irgend einen Theil der thierischen Schöpfung veredeln. Man sagt, wir seien nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, deshalb aber wollen wir uns hüten, durch die Einweiberei physisch und geistig auszuarten und endlich zum Affen herabzusinken."

So lächerlich und abgeschmackt diese Ansichten auch erscheinen müssen, so waren sie doch eben so neu und frappant. Die Brüder jedoch, nämlich die, welche im Stande waren, mehrere Weiber zu nehmen oder zu bekommen, schienen der Meinung zu sein, daß es eine ganz herrliche Idee sei. Harmer erhielt

dadurch Stoff zu einem vortrefflichen Witz und so oft er von einem Bruder hörte, der im Begriff stand, seine zweite oder dritte Frau zu heirathen, bemerkte er, daß derselbe die Absicht habe, seinen Viehstand zu veredeln.

So wie die Prinzipien des Mormonismus sich weiter entwickelten, ward es klar, daß die Frauen blos als eine untergeordnete Gattung von Wesen betrachtet werden sollten. Die Rechte, an welche sie gewöhnt waren, wurden eben so wie die Rücksichten, die man ihnen sonst zu erweisen pflegt, allmälig beseitigt. Wenn der Mann starb, so fiel sein Vermögen der Kirche zu, anstatt seiner verwaisten Familie zur Unterstützung zu dienen — eine Bestimmung, welche zu unendlichen Beschwerden und Schwierigkeiten Anlaß gab. Lag jedoch dem Gatten und Vater besonders viel daran, für den künftigen Unterhalt seiner Familie Fürsorge zu treffen, so konnte er dies thun, wenn er während seiner Lebenszeit eine gewisse Extraprämie an die Kirche bezahlte und dadurch die Ansprüche derselben ablöste. Viele Wittwen wurden auf diese Weise geradezu gezwungen, sich sobald als möglich wieder zu verheirathen, und viele junge Mädchen, die kaum ein Alter von zwölf oder vierzehn Jahren erreicht hatten, wurden die Frauen von Männern, die alt genug waren, ihre Großväter zu sein, um nicht auf der Straße liegen bleiben und verhungern zu müssen.

Keine Familie in Utah miethet jemals Dienstboten. Einige haben Sclaven, gewöhnlich aber wird, wenn eine Frau nicht hinreicht, die Hausarbeit zu verrichten, eine zweite genommen, vielleicht auch eine dritte oder vierte und so weiter, denn die Zahl wird nur durch die Discretion und den Wunsch des Mannes begrenzt. In allen Fällen, wo der Vater lebte, war seine Einwilligung zur Verheirathung einer Tochter nothwendig, selbst wenn diese Tochter schon Wittwe oder Mutter war.

Im Fall seines Todes vertrat das Oberhaupt der Kirche die Stelle eines Vormundes und seine Einwilligung war unerläßlich. Die Väter nahmen in Folge der Instructionen, die sie fortwährend erhielten, und aus andern Gründen sehr wenig Rücksicht auf die Neigungen ihrer Kinder, sondern ließen sich meistens durch die Höhe des Preises bestimmen, der ihnen geboten ward. Diese Verträge waren nicht selten der Gegenstand vieler Chikanen und Intriguen, gerade als ob der zu verkaufende Gegenstand ein Pferd und die contrahirenden Theile ein Paar wirkliche Roßkämme wären.

An einem windigen Herbsttag begab ich mich, in einen warmen Mantel gehüllt und auf andere Weise gegen die Kälte geschützt, nach der Wohnung einer gewissen Mrs. Melton, um dieser Dame einen Besuch abzustatten, den ich ihr schon lange versprochen. Mrs. Melton's Familie bestand aus ihr selbst, ihrem Gatten und zwei schönen Töchtern. Sie befanden sich in ziemlich guten Umständen, der Mann aber war ein unzufriedener Projectmacher, der durchaus reich werden wollte. Er hatte niemals mehr als eine Frau geheirathet, weil er glaubte, mehrere seien zu kostspielig. Seine einzige Bemerkung, wenn Mrs. Melton ein neues Kleid oder Tuch verlangte, war: „Diese Weiber werden uns durch ihre Verschwendung noch ruiniren!" und obschon er gewöhnlich das verlangte Geld hergab, so that er es doch ungern, wodurch ein gefühlvolles Gemüth nothwendig verletzt werden muß. Gegen seine Töchter war er noch knauseriger und ihre natürliche Schönheit ward, so lange sie Kinder waren, selten durch irgend einen Gegenstand des Schmuckes erhöht. Einige Jahre später jedoch beschloß der Vater, der an nichts als an Gelderwerben dachte, ihre Schönheit seinen egoistischen Zwecken dienstbar zu machen. Demgemäß kaufte er ihnen schöne Kleider und führte

sie in die öffentlichen Versammlungen, damit sie von den lüsternen Augen der alten Polygamisten bemerkt würden. Natürlich geschah dies sehr bald und, während ich in seinem Hause war, erschien ein alter Mann, dessen Familie schon aus zwölf Frauen und dreißig Kindern bestand, um die älteste Tochter einzuhandeln. Seine äußere Erscheinung war im höchsten Grade widerwärtig und sein Gespräch ein seltenes Gemisch von Gemeinheit und Unwissenheit. Aber er war wohlhabend, ein Umstand, der ihm in Melton's eigenen Augen großes Gewicht gab, obschon er sein Vermögen auf die schimpflichste Art erworben hatte.

Als er noch ganz klein war, trug ihn seine Mutter, die ihren Gatten durch den Tod verloren, in das Armenhaus und zog dann mit einem Bettelbriefe im Lande herum bis sie eine hinreichende Summe zusammengebracht hatte, um eine Farm zu kaufen. Diese Farm schwindelte der Sohn später der hochbejahrten Mutter ab, die dann von der Ortsgemeinde bis zu ihrem Tode ernährt werden mußte. Später verkaufte er seine Farm und zog mit dem Erlös nach Utah, wo er ein sehr frommer Mormone ward.

Mr. Melton und dieser Mann befanden sich bei der Gelegenheit, von welcher ich hier spreche, in einem Zimmer, welches an das stieß, in welchem ich bei Mrs. Melton saß; da aber die Thür angelehnt stand und die Herren ziemlich laut sprachen, so konnten wir nicht umhin, ihre Unterredung zu hören. Mrs. Melton schien dabei in große Aufregung zu gerathen, sagte aber nichts. Mehrmals bemerkte ich, daß Thränen ihre Wange herabrannen, während ihr Gatte sich über die verschiedenen guten Eigenschaften seiner Töchter aussprach und der Heirathscandidat, obschon ihm viel daran zu

liegen schien, einen Handel zu Stande zu bringen, doch den geforderten übertriebenen Preis nicht zahlen wollte.

„Seht, Bruder Weldy," sagte der Vater, „meine Mädchen sind kein gewöhnliches Stück Weiberfleisch. Ihr könnt die Gemeinde der Heiligen von einem Ende bis zum andern durchsuchen und Ihr werdet keine zweiten finden, so nett und sauber, so geschickt in allen Haus- und andern Arbeiten, obschon sie mir, die Wahrheit zu gestehen, niemals fünf Dollars verdient haben, während ihre Erziehung mich viel, sehr viel gekostet hat, Bruder Weldy. Es ist daher auch nicht mehr als billig, daß Der, welcher sie heirathet, einen angemessenen Preis zahlt. Schöne Mädchen wie diese müssen einen reichen Mann bekommen."

„Ich bin, glaube ich, so wohlhabend als irgend Einer in Utah," sagte Weldy.

„O, ganz gewiß, Ihr seid ein sehr vermögender Mann und könnt daher auch etwas Ordentliches zahlen, besonders da das Mädchen jung ist und Ihr schon ziemlich bejahrt seid — Ihr dürft mir das nicht übel nehmen — ich sehe auch gar kein Hinderniß darin, obschon andere Leute vielleicht eins darin sehen würden," und er bemühte sich, wohlgefällig zu lächeln.

„Nun ja," sagte Weldy und dehnte seine Worte, „ich würde auch etwas Ordentliches zahlen. Wie wäre es mit meiner Fuchsstute — die würde ich Euch geben. Es ist ein schönes Thier und Ihr findet in der ganzen Kolonie kein besseres."

„Gebt mir Eure beiden Pferde und der Handel ist abgemacht. Sie sind gerade so ein Gespann, wie ich mir schon längst gewünscht."

„Ich kann nicht, ich kann wirklich nicht, ausgenommen wenn Ihr mir beide Mädchen gebt. Was meint Ihr dazu?"

„Beide! Wirklich, ich weiß nicht, ob es nach dem Gesetz erlaubt ist, zwei Schwestern zu heirathen?“

„Ja wohl; der Patriarch Jakob hatte ja auch zwei Schwestern zu Frauen.“

Mrs. Melton trocknete sich die Augen und ich war vor Erstaunen keines Wortes mächtig.

„Nun gut, Ihr sollt die Mädchen alle beide bekommen, wenn Ihr etwas Anständiges dafür zahlt, denn Eure Pferde können blos der Kaufpreis für eine sein. Ich möchte gern auch etwas an ihnen verdienen, denn sie haben mich viel gekostet. Ich will, daß sie einen reichen Mann heirathen, aber verschenken kann ich sie nicht, das würde nicht gut aussehen — es würde herauskommen, als ob ich keinen Werth auf sie setzte.“

„Na, Ihr müßt aber auch nicht zu viel verlangen, obschon ich willens bin, zu zahlen, was recht ist. Gebt mir beide Mädchen und ich gebe Euch die Pferde und noch eine Kuh als Zugabe.“

„Na, das läßt sich eher hören, aber ich glaube, wenn Ihr die Mädchen seht, so legt Ihr schon noch etwas zu. Ich werde gehen und sie rufen.“

Mr. Melton ging hinaus, kehrte aber bald zurück.

„Sie werden gleich kommen,“ sagte er und die beiden Männer setzten ihre Unterredung weiter fort.

„Ihr müßt schon eine ziemliche Familie beisammen haben, Bruder Weldy,“ sagte Melton.

„Ach ja. Ich suche meine Pflicht in dieser Beziehung zu thun, wenn auch in keiner andern.“

„Wie viel hat es dem Himmel bis jetzt beliebt, Euch Weiber zu schenken?“

„Gegenwärtig habe ich zwölf, gedenke aber deren noch einige anzuschaffen.“

„Aber wie macht Ihr es nur möglich, sie zu ernähren? Diese Frauen sind gewöhnlich sehr verschwenderisch.“

„Die meinigen sind dies gerade nicht und was ihre Ernährung betrifft, so verdient eine Frau ihr Brod im Laufe des Jahres mehr als einmal. Ich betreibe meine bedeutende Landwirthschaft einzig und allein mit ihrer Hülfe, die viel wohlfeiler ist, als wenn man Leute miethen muß. Warum nehmt Ihr Euch nicht auch noch eine Frau?“

„Ich habe immer den Aufwand gefürchtet.“

„Den Aufwand? Ihr braucht sie ja nicht zu erhalten, sondern sie erhalten Euch, wenn Ihr vielleicht als Gentleman zu leben wünscht. Im Allgemeinen sind sie weit rühriger und fleißiger als Männer und auch viel zuverlässiger. Es ist eine der größten Wohlthaten in der Welt, wenn alle Gesetze von der Kirche ausgehen. Die Polygamie ist nach meiner Ansicht die legitime Frucht der Verbindung der Kirche und des Staates. Die Kirche ist für die Interessen der Gläubigen weit mehr besorgt, als der Staat, wenn er von ihr geschieden würde, jemals sein könnte.“

„Das ist sehr wahrscheinlich.“

„Na, mir ist es so klar wie der Tag und ich preise den Herrn dafür. Die heidnischen Staatsmänner, welche die Gesetze der Staaten machen, woher wir gekommen sind, fragen nichts nach der Kirche, nach den wahren Interessen der Gläubigen oder andern Dingen, auf welche bei uns so viel ankommt. Der Mormonismus kann blos als eine Theokratie floriren, so lange aber das Oberhaupt der Kirche die Gesetze macht, sind wir geborgen. Wir müssen übrigens auch eine Constitution und Regierung für uns selbst haben. Es wird für die Heiligen niemals rathsam sein, in factischer Unterthänigkeit unter die Heiden zu verharren. Wahrscheinlich werden sie nach

einiger Zeit in der ausdrücklichen Absicht unter uns kommen, uns unserer hohen Vorrechte zu berauben, weil sie natürlich uns nicht etwas werden genießen lassen wollen, was sie selbst nicht besitzen. Ich betrachte die Polygamie als die größte unserer Segnungen und diese werden die Heiden vor allen Dingen auszurotten und zu vernichten suchen. Unabhängigkeit ist das Einzige, was uns schützen kann."

„So scheint es mir auch."

„Ja, Unabhängigkeit und eine theokratische Regierung. Das republikanische Wesen behagt mir nicht. Ich mag nichts von dieser Freiheit und Gleichheit dem Namen nach wissen, während doch keine wirklich existirt."

In diesem Augenblick vernahm man nahende Tritte und das Rauschen von weiblichen Gewändern. Die Thür öffnete sich und zwei Mädchen traten Arm in Arm herein. Als sie Waldy's ansichtig wurden, wollten sie sich wieder zurückziehen, aber der Vater befahl ihnen, näher zu treten. Sie gehorchten schüchtern, worauf Weldy kalt und ruhig den Blick erhob und sie, ohne sie weiter zu begrüßen, vom Kopf bis zum Fuße betrachtete — erst die eine und dann die andere.

„Nicht übel!" sagte er endlich. „Sie können wieder gehen."

„Entfernt Euch," sagte der Vater und sie gehorchten, kamen aber sehr überrascht und erstaunt in das Zimmer, in welchem ich und Mrs. Melton uns befanden.

„Was macht denn Weldy hier?" sagte die älteste leise zu ihrer Mutter, „und was will er von uns?"

„Er will Euch heirathen."

„O mein Gott!" rief eines der Mädchen, während das andere kreischend aus dem Zimmer eilte.

„Welche von uns denn?“ fragte die, welche zurückgeblieben war.

„Beide!“

„Unerhört, aber ganz gewiß wird unser Vater nicht darein willigen. O, dieser entsetzliche Mensch — er sieht aus wie ein Kobold!“

„Euer Vater hat schon eingewilligt,“ sagte die Mutter.

Das Mädchen faltete in stummer Verzweiflung die Hände.

„Dann sind wir in der That verloren,“ sagte sie.

Diese Unterredung war in so leisem Tone geführt worden, daß das Gespräch der Männer immer noch deutlich hörbar war.

„Nach meiner Ansicht sind es die schönsten Mädchen in der ganzen Kolonie,“ sagte der Vater, „und ich trenne mich von ihnen blos aus Achtung vor der Kirche und weil ich wünsche, daß sie Mütter in Israel werden. Mein Wunsch ist, daß jedes Weib seinen Beruf im höchsten Grade erfülle, damit die Zahl der Gläubigen werde wie Sand am Meere.“

Weldy machte eine Miene, als ob er recht wohl wüßte, was dies alles heißen solle.

„Die Mädchen sind hübsch,“ sagte er, „aber von schwarzen Augen bin ich gerade kein Bewunderer und die Schönheit ist im Grunde genommen etwas leicht Vergängliches. Wenn ich sie auf die Wiese schicke, um zu arbeiten, werden sie wohl fürchten, schwarz zu werden?“

„Nein, das werden sie nicht; ein solcher Teint wie der meiner Töchter wird niemals schwarz. Uebrigens muß ich mich sehr wundern, daß schwarze Augen Euch nicht gefallen — die weißen Männer sind ganz rasend darnach.“

„Zu schwarzen Augen gesellt sich in der Regel eine heftige Gemüthsart und lockeres Mundwerk.“

„O nein, da irrt Ihr Euch. Viele der liebenswürdigsten und sanftesten Frauen, die ich gekannt, hatten schwarze Augen."

„Ja, aber diese sanften Frauen verwandeln sich in Teufel, wenn sie gereizt werden."

„Na, wenn Ihr meine Töchter nicht wollt, so braucht Ihr es blos zu sagen. Die werde ich schon noch los."

„Ich will sie aber; ich meine nur, daß Ihr einen zu hohen Preis verlangt."

„Für die zwei besten und hübschesten Mädchen in der ganzen Kolonie?"

„Ja wohl. Nach meiner Ansicht habe ich Euch ein ganz anständiges Gebot gethan. Diese beiden Mädchen gewähren nicht halb so viel Nutzen, als wie zwei tüchtige handfeste Weiber. Ihr wißt doch auch, daß bloße Schönheit keinen großen Werth hat und sehr bald verwelkt."

„Na, wenn ich die Sache recht überlege, so glaube ich, Ihr habt mir geboten, was ich billigerweise erwarten kann," sagte der Vater.

„Also können wir die Sache als abgemacht betrachten?"

„Ja wohl."

„Und wann kann ich die Mädchen bekommen?"

„Sobald Ihr wollt."

„Na, wie wäre es denn heute über acht Tage? Wäre das zu früh?"

„Nein, ich glaube nicht."

„Ihr werdet Euch bemühen, die Mädchen zu überreden, wenn sie vielleicht Einwendungen machen sollten, nicht wahr?"

„Das versteht sich. Sie sind übrigens in strengem Gehorsam erzogen und ich glaube nicht, daß wir Schwierigkeiten mit ihnen haben werden."

Mrs. Melton betrachtete mit dem stummen Blick der

Verzweiflung ihre Tochter. Das Mädchen saß mit gefalteten Händen und bleichen Wangen unbeweglich da. Ich hörte die Männer aufstehen und wußte, daß Weldy sich entfernte.

Mrs. Melton machte eine mechanische Bewegung wie um aufzustehen, sank aber wieder auf ihren Stuhl zurück.

„O Mutter! Mutter!" sagte das Mädchen, „Du mußt uns vor diesem Schicksal retten."

„Gern würde ich mein Leben hingeben, um Dich zu retten, liebes Kind, aber das Opfer würde nichts helfen."

Ich war nahe daran, mit den Worten des Patriarchen auszurufen: „O, meine Seele komme nicht in ihr Geheimniß und meine Ehre halte sich fern von ihrer Versammlung." Dann hörte ich Weldy noch jene Theokratie oder die Macht der Kirche segnen, welche nicht blos den Staat regiere, sondern den Gläubigen auch so hohe Vorrechte verleihe.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Selbstanklägerin und der sterbende Gatte.

Bald nach unserer Ankunft in Utah wurden Charley Moore und die schöne Ethlin mit einander vermählt. Sie war fröhlich und munter wie die Vöglein und Niemand konnte an dem vollkommenen Glück des jungen Gatten zweifeln. Der schöne Jäger, der zeither Prairie und Wildniß durchstreift, hatte sich plötzlich in einen häuslichen stillen Mann verwandelt, der stets des Abends nach Hause kam und die Gesellschaft seines Weibes jeder andern vorzog. Sie bewohnten ein hübsches Häuschen am Abhange einer Anhöhe, mit einem schönen Gar-

ten auf der Vorderseite und einem großen mit verschiedenen Getreidearten und eßbaren Wurzeln bebauten Felde auf der Hinterseite. Ihre fette glatte Kuh weidete im Thale und alles trug das Gepräge stillen Friedens und behaglicher Zufriedenheit.

Wir wenden uns jedoch ab von diesem schönen Wohnsitz der Liebe und des Glückes und statten der armen Mrs. Stillman einen Besuch ab. Es ist schon spät in der Nacht, aber die alte Frau sitzt allein. Sie ist traurig und trostlos, verlassen von dem Gatten ihrer Jugend, dem Genossen ihrer reiferen Jahre und der Stütze ihres Alters. Sie überdenkt die Vergangenheit und das Gedächtniß ruft treulich alle Mühen, Anfechtungen und Entbehrungen zurück, die sie mit einander getheilt und ertragen — die langen langen Jahre der Liebe und des Vertrauens, die Sorgen und Kümmernisse, die Pflege in Krankheit, den fortwährenden Umgang und die wechselseitigen Aufmerksamkeiten in gesunden Tagen — und sie fühlte in ihrer innersten Seele, daß er ihr Gatte und nur der ihrige sei; daß die Bande, welche sie vereinigten, nur durch die Hand des Todes oder nicht einmal durch diese getrennt werden könnte, sondern daß ihre Geister in alle Ewigkeit beisammen bleiben würden.

Sie ward jetzt nicht mehr durch Leidenschaft aufgeregt; Eifersucht, Haß, Zorn — alles war verschwunden. Sie wußte, daß eine Vermählungsceremonie zwischen ihrem Gatten und dem Weibe stattgefunden, welches sie gehaßt hatte und immer noch verachtete. Eben so wußte sie, daß er ihr ein Haus und Geld zur Einrichtung desselben geschenkt. Eben so wußte sie, daß er dort den größeren Theil seiner Zeit zubrachte und daß er sich von den Reizen seiner jungen Gattin vollständig hatte gefangen nehmen lassen, aber dennoch betrachtete sie

die Sache nach allen Richtungen hin mit verhältnißmäßiger Ruhe und fragte sich selbst: „Was ist wohl das Beste für mich zu thun?“

„Ein kleines Feuer glimmt auf dem Heerde und sie sitzt in dem Schatten des düstern unsicheren Scheines. Es steckt ein Heimchen zwischen den Steinen des Heerdes und sein heiteres Zirpen erinnert sie so gewaltig an die Vergangenheit, daß sie fast wünscht, es möchte verstummen. Und dennoch liegt etwas so Trauliches selbst in dem Zirpen eines Heimchens, etwas so Gemüthliches und Heimisches, daß es die Müden und Leidenden aufrichtet.

Plötzlich ward leise an die Thür gepocht und gleich darauf trat Louise ein, mit einem Gesicht, welches noch unglücklicher aussah, als selbst das ihrer Schwiegermutter.

„Du sitzest hier allein im Finstern, Mutter und der Vater ist bei jenem schlechten Weibe? O, es ist zu arg! Warum kommst Du nicht ganz zu uns? Es ängstet mich, daß Du so allein hier bleiben sollst. Du könntest plötzlich krank werden und sterben, ohne daß Jemand etwas davon wüßte.“

„Nein, Louise, ich will lieber hier bleiben,“ sagte die alte Dame ernst; „er kommt alle zwei bis drei Tage einmal, um zu sehen was ich mache und obschon seine Besuche kurz sind, so trösten sie mich doch einigermaßen über seine Abwesenheit, weil sie beweisen, daß er immer noch an mich denkt.“

„Eine solche Erinnerung würde mich nicht zufriedenstellen,“ sagte Louise, „sondern eher noch mehr erbittern.“

„Ich glaube nicht, wenn Du fühlen könntest, wie ich gefühlt habe.“

„Aber Mutter, was ist denn mit Dir?“ fragte Louise; „es setzt mich wirklich in Erstaunen, Dich so ruhig und gefaßt zu sehen. Was hast Du gehört? Was ist geschehen?“

„Ich habe nichts gehört und es ist auch nichts geschehen, ausgenommen daß mein Sinn sich in gewissen Beziehungen geändert hat und ich die Dinge nicht mehr so betrachte, wie ich sie sonst betrachtete und daß, obschon die Handlungsweise Deines Vaters vielen Tadel doch auch in mancher Hinsicht Entschuldigung verdient."

„Aber Mutter, ich will doch nicht hoffen, daß Du unter irgend welchen Umständen die Vielweiberei zu entschuldigen versuchst?"

„Das verhüte der Himmel," entgegnete die Alte, „aber obschon die Polygamie nicht zu entschuldigen ist, so ist es doch vielleicht der Polygamist oder scheint es wenigstens zu sein."

Louise schüttelte den Kopf.

„Er ist mein Gatte," fuhr die alte Dame fort, „er ist stets freundlich, gut und rücksichtsvoll gegen mich gewesen — das werde ich nicht vergessen. Er war, wenn ich krank oder auch nur unpäßlich war, stets so besorgt um mich, daß ich seine Fehler nicht hoch anschlage und sie lieber als menschliche Schwächen denn als vorsätzliche Verirrungen des Herzens oder Gemüthes betrachten möchte.

Louise fühlte sich fast versucht zu glauben, ihre Mutter sei nicht recht bei Sinnen, denn der ganze Ton und Inhalt ihrer Worte war himmelweit verschieden von dem, was er früher gewesen.

„Es ist," hob die Alte wieder an, „nicht mehr als recht, daß Du, die Du meinen Zorn, meine Eifersucht und meinen Haß mit angesehen, auch meine bessern Gefühle kennen lernst und wie herzlich ich ihm vergeben habe und daß ich ihm und seiner jungen Gattin alles Wohlergehen wünsche."

Man kann sich denken, daß Louise nicht wenig erstaunte und große Augen machte.

„Aber doch nicht eher als bis sie bereuet haben?“ sagte sie; „Nicht eher, als bis sie ihre Lebensweise ändern.“

„Nein, auch schon jetzt, weil es unsere Pflicht ist, für die Ungerechten noch mehr zu beten, als für die Gerechten, unsere Feinde eben so zu lieben als wie unsere Freunde und obschon, wenn wir einem Uebelthäter bei seinen Uebelthaten Gedeihen wünschen, wir gewissermaßen seine Mitschuldigen werden würden, so können wir doch wünschen, daß es ihm wohlgehen möge.“

Louise sagte nichts. Sie konnte sich nicht überwinden, einem Weibe zu verzeihen, das einst auch ihren Gatten zu verlocken gesucht hatte.

„Ich bin alt geworden,“ sagte Mrs. Stillman; „schön oder witzig war ich niemals. Meine Unterhaltung war stets einfach und gewöhnlich. Ich habe keine Bildung und wenig Talent und ich wundere mich, daß er mich jemals lieben gelernt, daß er mich so viele Jahre lang geliebt, daß er sich in meinen Willen gefügt, während er doch meine Mängel recht gut sehen mußte. Es ist sonderbar, daß er nicht schon früher entdeckt, daß ich ihn niemals glücklich machen konnte.“

„Du irrst Dich, liebe Mutter, wenn Du Dich auf diese Weise unterschätzest,“ sagte Louise. „Was Talente, Bildung und Klugheit betrifft, stehst Du weit über ihm, wie Jeder weiß, der Euch beide kennt. Er war niemals ein sehr gewitzter Mann, obschon ich ihn stets für einen guten hielt.“

„Und er ist auch ein guter Mann. Der Himmel verzeihe es mir, daß ich das nicht schon früher eingesehen habe. Als ich,“ fuhr die alte Dame fort, „in dem düstern Schatten des verglimmenden Feuers allein hier saß und in der Bitterkeit meines Gemüthes bedachte, wie er mich verlassen und welche

Beleidigungen ich demzufolge erduldet, schlief ich ein und träumte von meiner Mutter."

„Von Deiner Mutter?"

„Ja, von meiner Mutter. Sie ist schon lange todt, aber es war mir als stünde sie gerade so vor mir wie sie im Leben sah, nur schöner und glänzender. Dann befragte sie mich über mein Ungemach und ich erzählte ihr Alles von Anfang bis zu Ende. Ihr Antlitz nahm eine traurige Miene an und sie fragte: „Ist Dir nie eingefallen, meine Tochter, daß ein großer Theil des Unrechts auf Deiner Seite war?"

„Auf meiner Seite?"

„Ja wohl; Dein Herz wird Dir sagen, was ich meine; prüfe es wohl, und ich sah sie nicht wieder."

„War diese Vision auch eine wirkliche?" fragte Louise.

„Mag nun die Vision eine wirkliche gewesen sein oder nicht, so war ihr Ergebniß dies doch jedenfalls. Es fiel mir wie Schuppen von meinen Augen und ich sah ein, wie lange ich mir mit Unrecht eine mir nicht gebührende Autorität angemaßt. Ich hatte darnach getrachtet, meinen Gatten nicht durch den sanften Einfluß der Liebe zu beherrschen, sondern durch den Stolz übermüthigen Ehrgeizes, nicht weil es zu meinem Besten oder zu seinem Besten oder zum Besten unserer Familie war, sondern weil ich herrschen und meinen Willen haben wollte. Nun aber sehe ich alles ein. Die wenige Rücksicht, die ich seinem Urtheil erwies, das Gewicht, welches ich stets auf mein Gutdünken legte, meine Blindheit gegen seine Wünsche. Da ich im festen Besitz seiner Neigung zu sein glaubte, so wußte ich sie nicht zu schätzen und gab mir keine Mühe sie zu sichern und zu bewahren. Deshalb ist sie von mir genommen worden und nichts zurückgeblieben als die

Kenntniß meines Verlustes und Reue über die jahrelange Thorheit, welche diesen Verlust herbeigeführt hat."

Es war ein rührender Anblick, diese alte Frau mit ihrem abgezeherten Gesicht und schneeweißem Haar zu sehen, während sie so sich die Verirrungen ihrer jüngeren Jahre vorrückte und in ihren eigenen Abweichungen von der Pflicht eine Entschuldigung für die Schwächen ihres Gatten fand.

„Gestern," fuhr sie fort, ward mir erzählt, daß Fanny ihn hätschelt und liebkost. Der Himmel weiß, daß es mir nie einfiel so etwas zu thun. Sie redet ihm von Liebe vor und scheint nur in seiner Nähe zu leben, während ich ihm stets fühlen ließ, daß seine Gesellschaft mir zuwider sei, daß seine Unterhaltung mir nicht gefiele. Tausendmal habe ich zu ihm gesagt, daß ich bereuete, geheirathet zu haben, daß, wenn ich noch einmal ledig sein könnte, mich nichts je wieder bewegen sollte in diesen Stand zu treten, daß die Last des Haushalts und die Familiensorgen mir eine unerträgliche Bürde zu sein schienen und daß ich mich derselben gern enthoben sehen würde. So etwas muß, wie ich nun einsehe, das Herz eines Gatten nothwendig entfremden."

„Aber Mutter," sagte Louise, „alle Frauen machen sich solcher Dinge mehr oder weniger schuldig."

„Um so größer ist dann das Unrecht."

„Aber sie betrachten die Sache nicht von der Seite, von welcher Du sie betrachtest. Das Gemüth der Frauen wird oft durch eine Menge kleinlicher Sorgen und Widerwärtigkeiten erbittert und obschon der Mann oft nicht die Schuld trägt, so ist er doch gewöhnlich das bequemste Opfer, an welchem die Frau ihren Unmuth auslassen kann.

„Jetzt," fuhr die Dame fort, „jetzt, wo mein Mann von mir gegangen ist, sehe ich ein, was ich vorher nie zu schätzen

wußte, daß seine Gesellschaft ein großer Genuß und Segen für mich war. Allerdings wußte er nicht viel zu sprechen und ließ selten eine Meinung hören, die der meinen entgegengesetzt gewesen wäre, aber dennoch sehe ich ein, daß das Bewußtsein seiner Nähe und seines damals wenig geachteteten Schutzes für mich etwas sehr Wichtiges war. Wenn er auch kein Wort sprach, so war ich doch nicht allein und wie seltsam ist es, daß ich während der vierzig Jahre, die wir zusammen verlebt haben, niemals wußte und niemals fühlte, daß ich ihn so innig liebte, wie ich ihn liebe."

„Wie Du ihn liebtest?" sagte Louise.

„Nein, wie ich ihn noch liebe," sagte die alte Frau fast heftig. „Denke nur, daß ich so lange blind für den Zustand meiner Gefühle war, während wir doch täglich an denselben Tische aßen und alle Abende an einem und demselben Heerde weilten und stündlich die Genüsse und Freuden einer und derselben Häuslichkeit theilten."

„Der Häuslichkeit, die er nun verlassen hat," sagte Louise.

„Der Häuslichkeit, welche seine Gegenwart beglückte, welche sein Fleiß und seine Fürsorge vor Mangel bewahrte, der Häuslichkeit, die ohne ihn niemals existirt hätte und welche seine Freigebigkeit und Güte zu einem ruhigen Heiligthum für den Wanderer und Müden machte, zu einem Wohnsitz heiterer und milder Tugenden, zum Mittelpunkt von tausend Einflüssen, welche Alles, was in ihr Bereich kommt, reinigen und läutern."

„Und dennoch, Mutter, könnte ich ihn nicht so vertheidigen."

„Weil Du ihn niemals so gekannt hast, wie ich ihn gekannt habe; weil Du niemals begreifen kannst, wie Alles, was mich umgiebt, mir von ihm erzählt. Er ist vertraut mit jedem

Platze, den ich gekannt; er hat dieselben Gesichter gesehen und dieselben Stimmen gehört. Und dennoch ward er mehr geliebt als ich; das sah ich deutlich. Augen, die mich kalt betrachteten, strahlten ihm freundlich entgegen und dies war kein Wunder, denn er war stets sanft und redlich, scheuete sich, irgend Jemanden zu beleidigen und war stets bereit zu Güte und Gefälligkeit. Und während dieser ganzen Zeit," fuhr sie fort, „sah ich seinen Werth wohl ein, aber nahm mir ihn nicht zu Herzen. Ich merkte recht wohl, daß er sich über mein ewiges Tadeln ärgerte, obschon er dies nicht sagte, aber ich freuete mich darüber, denn ich ließ ihm auf diese Weise meine Macht fühlen und Macht war das Einzige, was ich jemals auf Erden begehrte."

„Nun aber," antwortete Louise, „nun wo es zu spät ist, dies alles wieder gut zu machen, wird Dein Kummer durch die Erinnerung an diese durch Deine krankhafte Phantasie ohne Zweifel übertriebenen Dinge noch vermehrt. Was geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen. Keine Selbstanklage ist im Stande, eine That zu verwischen."

„Thaten können aber, wenn auch nicht verwischt, doch gebüßt werden."

„Zuweilen, aber dennoch kannst Du es gegen Deinen Gatten nicht."

„Warum nicht?"

„Weil er sich dem Bereich Deines Waltens entzogen hat."

„Entzogen? wenn er mich aller zwei bis drei Tage besucht?"

„Aber Du wirst Dich schwerlich so tief demüthigen, von der Sache anzufangen, wenn Du erwägst, auf welche Weise er Dich behandelt hat."

„Die Weise, auf welche ich ihn behandelt habe, ist das,

was gegenwärtig meine Gedanken beschäftigt und wäre die Demüthigung auch zehnmal größer, als sie ist, so würde ich sie doch freudig ertragen, um ihm einige Genugthuung zu geben," entgegnete die Alte.

„Genugthuung, Mutter! Wofür denn?"

„Für alle meine Thorheit und meine Fehler."

„Aber welche Thorheit meinst Du?"

„Die Thorheit, die ich mein ganzes Leben lang durch mein Handeln an den Tag gelegt, welche das Glück unseres Ehestandes trübte und die ihn endlich in die Arme einer Andern getrieben hat."

„Aber wie ist das möglich?"

„Wenn ich mich mit Mäßigung und rücksichtsvoller Sanftmuth benommen, wenn ich seinem guten Sinne und seinem Rechtsgefühle anstatt meiner eigenen Gewaltthätigkeit vertrauet hätte, so würde er ihr mit der Verachtung begegnet sein, welche sie verdiente."

„Ich weiß aber ja von keiner Gewaltthätigkeit."

„Freilich weißt Du nichts davon. Wer draußen steht, weiß selten, was der häusliche Heerd mit ansehen und anhören muß."

„Du hast doch nicht etwa versucht, ihn die Peitsche fühlen zu lassen wie Fanny?" sagte Louise lachend.

„Nein, meine Gewaltthätigkeit oder Heftigkeit bestand blos in Worten und dennoch ist selbst das für einen Ehemann schlimm genug. Viele Männer, glaube ich, würden lieber Schläge hinnehmen als verletzende Worte."

„Das ist wohl möglich."

„Ich überlegte nicht, daß die Geltendmachung meiner unliebenswürdigen Eigenschaften für meine Nebenbuhlerin ein directer Gewinn war, daß meine Mürrischkeit einen für mich

außerordentlich ungünstigen Gegensatz zu ihrem heitern Humor bildete, daß mein Egoismus und mein ewiger Wunsch, daß man mir zu gefallen suche, so ganz verschieden war von ihrer fortwährenden Aufmerksamkeit und von ihrem Bestreben, sich beliebt zu machen. Ich bedachte nicht, daß Fanny's Benehmen von der Art war, daß sie einen günstigen Eindruck machen mußte."

„Und was gedenkst Du denn nun zu thun?"

„Ich will so viel als in meinen Kräften steht, wieder gutzumachen suchen. Freilich wird das nicht viel sein, aber ich kann doch wenigstens den guten Willen zeigen."

„Ich hoffe nur, daß er sich zufriedenstellen läßt," sagte Louise, „und daß er nicht etwa auf den Einfall kommt, sich noch eine dritte Frau zu nehmen. Es kommt sehr häufig vor, daß wenn die Schranken einmal übersprungen sind, dann auch sich nicht mehr sagen läßt, wo das endliche Ziel sein wird."

„Wenn er einmal für mich verloren ist," sagte Mrs. Stillman, „wenn ich ihn nicht wiedergewinnen kann, nun dann ist es ja einerlei."

„Ihn wiedergewinnen, Mutter, wie sonderbar Du doch sprichst. Das Bündniß, welches er mit einer andern geschlossen, kannst Du doch nicht wieder lösen und unter diesen Umständen sehe ich nicht ein, was er Dir jemals wieder sein kann."

Mrs. Stillman senior stand im Begriff zu antworten, als plötzlich und heftig an die Thür gepocht ward.

Auf das freundliche Herein? erfolgte der Eintritt Harmer's. Augenscheinlich war er in großer Eile.

„Was giebt es?" fragte Louise.

Er sah erst sie und dann die alte Dame an.

„Sie bringen eine schlimme Nachricht; worin besteht dieselbe?“ fragte Mrs. Stillman senior.

„Ihr Gatte liegt in den letzten Zügen und wünscht Sie zu sprechen.“

„Er liegt in den letzten Zügen und wünscht mich zu sprechen?“ wiederholte sie mechanisch, als ob sie nicht im Stande wäre, die volle Bedeutung der Worte zu erfassen.

„Es ist so,“ sagte Harmer. „Es steht sehr schlimm mit ihm und er kann blos einige Augenblicke lang hinter einander sprechen.“

„Ist er schon lange krank?“ fragte Louise, während die alte Dame ihren Hut und ihr Tuch zu finden suchte.

„Nein, er ging diesen Nachmittag aus, um Wurzeln zu sammeln und fand eine sehr große, die so appetitlich aussah, daß er sie kostete und nach und nach fast ganz aufaß. Wie sich jetzt ergeben hat, ist diese Wurzel giftig gewesen und er muß sterben.“

Mrs. Stillman hatte, so wie sie die Gefahr vernahm, in welcher ihr Gatte schwebte, alle Geistesgegenwart verloren und ihre begierige Hast verzögerte, wie dies in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, ihr sofortiges Davoneilen. In ihrer Verwirrung hatte sie den Geschirrschrank geöffnet und suchte in diesem ihren Hut.

„Aber Mutter, Du verwahrst doch Deinen Hut nicht im Geschirrschranke!“ sagte Louise, die kaum im Stande war, ein Lächeln zu unterdrücken. „Setze Dich nieder — Du zitterst ja an allen Gliedern, so daß Du kaum stehen kannst. Ich will Deine Sachen holen. Suche Dich doch zu fassen.“

Louise, deren besonnener Kopf und geübte Hand bald mit allen nöthigen Vorbereitungen zu Stande war, entschloß sich mitzugehen.

„Ihr Gatte ist auch dort,“ sagte Harmer. „Ich sprach, als ich hierhereilte, mit bei ihm vor und setzte ihn von dem Zustand seines Vaters in Kenntniß.“

Als sie sich dem Hause näherten, kamen und gingen mehrere andere Personen, während Lichter sich hin und her bewegten und dann und wann ein tiefes, schweres Stöhnen den Todeskampf des Kranken verrieth.

„Ist er noch nicht todt?“ fragte Harmer flüsternd eine neben der Thür stehende Person. Der Gefragte schüttelte den Kopf und Mrs. Stillman trat näher. Ihre wankenden Glieder aber versagten ihr den Dienst und sie sank über das Bett hinweg.

„Platz! Platz!“ rief einer der Umstehenden, „eine Dame ist ohnmächtig geworden.“

Aber sie ward nicht ohnmächtig.

„Mein Gatte, o mein Gatte! kannst Du mir verzeihen?“ murmelte sie leise.

Er antwortete nicht, denn er ward in diesem Augenblicke wieder von furchtbaren Convulsionen geschüttelt. Sein Gesicht ward aschenfahl, große Tropfen kalten Schweißes traten ihm auf die Stirn und er krümmte und wand sich unter den furchtbarsten Schmerzen.

Dieser Zustand dauerte jedoch nicht lange, der Kranke kam wieder zur Besinnung, lächelte, als er sein Weib erkannte und verlangte dann, daß alle Anwesenden bis auf sie das Zimmer verlassen sollten. Zwei oder drei der Gemeindeältesten zögerten, indem sie behaupteten, er sei nicht recht bei Sinnen und wisse nicht, was er rede.

„Er ist wohl bei Sinnen,“ sagte Harmer. „Ich glaube, gerade jetzt kommt er erst zu Verstande,“ setzte er hinzu, indem er einen Blick auf Fanny warf, die am Kopfende des

Bettes saß. „Er wünscht unter vier Augen seine rechtmäßige Gattin zu sprechen. Wollt Ihr hinausgehen oder soll ich Euch hinauswerfen?“ fuhr er fort, als man immer noch nicht Miene machte, sich zu entfernen.

„Laßt uns allein!“ kreischte der Sterbende, in seinem Bett in die Höhe fahrend, denn die Convulsionen stellten sich wieder ein. Die Anwesenden erhoben sich und verließen das Zimmer, alle, bis auf Fanny.

„Du auch,“ sagte er, indem er sie mit der Hand fortwinkte.

Sie gehorchte mechanisch und warf einen Blick des Hasses und der Verachtung auf die begünstigte Gattin.

Nun waren die Beiden mit Gott allein.

Was zwischen ihnen gesprochen ward, welche Thränen vergossen wurden, die Wonne und den Schmerz dieses Wiedersehens, dieser Versöhnung und dieses Scheidens — dies zu schildern steht nicht in der Macht meiner schwachen Feder. Als die übrigen Personen wieder in das Zimmer traten, kniete Mrs. Stillman in stillem Gebet an dem Bett. Für ihren Gatten war die Bitterkeit des Todes vorüber. Der wilde, brennende Schmerz, der eine Stunde vorher wie Feuer seine Adern durchzuckt hatte, war in eine träge Stumpfheit übergegangen, die Vorläuferin der bevorstehenden Auflösung. Ein ruhiges Lächeln lag auf seinem Gesicht und er glich einem Menschen, der im Begriff steht, in einen angenehmen Schlummer zu sinken.

„Hast Du mir nichts zu sagen, Vater?“ fragte Fanny, indem sie sich dem Bett näherte.

Er schlug weder die Augen auf, noch beantwortete er Fanny's Frage, sondern hauchte bald darauf seinen letzten Athemzug aus.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Eine Scene.

Mrs. Dallas war, wie wir gesagt haben, stets geneigt, das Schlimmste zu fürchten. Es gab kein Uebel, welchem der Mensch unterworfen ist, von welchem sie nicht fürchtete, daß es ihr oder ihrer Familie zustoßen werde. Wenn die Kinder im Freien spielten, so war sie fortwährend darauf gefaßt, daß sie von giftigen Thieren gestochen oder gebissen werden würden. Sie konnte nie ruhig Jemanden besuchen oder einen Spaziergang machen, weil sie fortwährend fürchtete, daß mittlerweile in ihrem Hause Feuer auskommen oder daß die Kinder aus dem Fenster oder in den Brunnen stürzen, oder daß irgend ein anderes Unglück sich ereignen würde. Jetzt jedoch vergaß sie alles Andere über der Wahrscheinlichkeit, daß ihr Gatte eine zweite Frau nehmen werde.

„Warum glauben Sie das?“ fragte Mrs. Merry, welcher sie eben ihr Herz ausgeschüttet hatte. „Es steht von ihm so etwas eben so wenig zu vermuthen, als von meinem Manne und ich habe fast noch gar nicht weiter daran gedacht.“

„O Mrs. Merry, von meinem Manne läßt es sich weit eher vermuthen, als von dem Ihren.“

„Aber warum?“

„Weil Ihr Mann mit großer Liebe an Ihnen hängt — das sieht ja Jedermann.“

„Das habe ich aber eben noch nicht bemerkt.“

„Nicht? — Das ist aber sonderbar.“

„Mrs. Binder aber, deren Gatte eben seine vierte Frau geheirathet hat, theilte mir mit, ihr Mann sei niemals so freundlich und zärtlich gegen sie gewesen, als da er zuerst mit dem Gedanken umging, noch eine Frau zu nehmen.“

„Der Heuchler!“ sagte Mrs. Dallas. „Ich aber weiß ganz bestimmt, daß mein Mann noch eine Frau nehmen will. Ich bin überzeugt, daß er schon über die betreffende Person mit sich einig ist.“

„Wirklich?“

„Ja wohl. Ich habe bemerkt, daß seine Blicke alle nach einer gewissen Richtung hingehen. Ist es nicht eine Schändlichkeit, wenn man erwägt, daß ich ihm so viele Kinder geboren habe und Mrs. Hope behauptet, daß es die schönsten sind, die sie jemals gesehen.“

Mrs. Merry lächelte freundlich und fragte, wer die Person sei, auf welche Mr. Dallas sein Auge geworfen.

„Das große, häßliche, freche Geschöpf, welches in einem rothen Hut und Tuch einhersegelt,“ sagte Mrs. Dallas.

„Was, Polly High?“

Mrs. Dallas nickte geheimnißvoll mit dem Kopfe.

„Na freilich, da wundere ich mich nicht, wenn Sie aufgebracht sind,“ sagte Mrs. Merry. „Das hätte ich freilich nicht gedacht. So ein gemeines Geschöpf, das noch obendrein in so schlechtem Rufe steht! Ich bin nur neugierig, was aus der Welt noch werden soll, wenn anständige Männer solche Weibsbilder heirathen.“

„Anständige Männer?“ entgegnete Mrs. Dallas etwas spitz. „Kein anständiger Mensch würde ein solches Frauenzimmer heirathen. Ich nenne meinen Mann durchaus keinen

anständigen Mann. Ich glaube nicht, daß es in ganz Utah einen einzigen anständigen Mann giebt; ich weiß recht gut, daß es keinen giebt."

„Es sind aber doch mehrere anständige Männer in Utah, die ihrer ersten Frau treu bleiben."

„Aber wie lange wird ihre Treue noch dauern? — Bis sie noch mehr Weiber bekommen können, keinen Augenblick länger. Die Weiber werden jetzt rar in Utah und die besten sind schon weg. Wie ich gehört habe, steht man im Begriff, eine frische Zufuhr aus Californien holen zu lassen."

„Was für eine Zufuhr?"

„Nun, eine Zufuhr von Frauen, versteht sich."

„Abscheulich," sagte Mrs. Merry, indem sie Hände und Augen gen Himmel hob.

Mrs. Dallas nahm einen geduldigen resignirten Ausdruck an.

„Ich habe," sagte sie, „mich schon längst darein ergeben, aber wenn ich an dieses verhaßte Geschöpf mit seinem rothen Hut denke, dann steigt mir das Blut zu Kopfe."

„Wie lange ist es denn her, seitdem Sie erfahren haben, daß Mr. Dallas ihr die Cour macht?"

„Genau kann ich es nicht sagen, aber sehr lange ist es nicht."

So dauerte dieses Gespräch noch eine Zeit lang fort und endlich fing Mrs. Dallas an zu weinen. Mrs. Merry versuchte sie zu beruhigen und zu beschwichtigen, aber sie weinte nur um desto heftiger. Es trat noch eine andere Nachbarin ein, die natürlich sofort von der staunenswerthen Thatsache unterrichtet ward, daß Mr. Dallas im Begriffe stehe, Polly High zu heirathen.

„Na, das ist aber doch zu toll — Polly High! Wer

hätte jemals so etwas gedacht! Da wundre ich mich freilich nicht, wenn Sie beinahe den Tod davon haben," sagte diese Hiobströsterin. „In der That aber, so gern ich auch bleiben möchte, erlaubt mir doch heut meine Zeit nicht, Ihnen mein Beileid ausführlich zu bezeigen."

Und die gute Nachbarin ging fort, um die Neuigkeit weiter zu verbreiten. Mrs. Merry folgte bald nach und Mrs. Dallas blieb allein, um ihren Gatten zu empfangen.

Obschon diese Frau nicht den mindesten Grund zu dem Argwohn hatte, der an ihrem Herzen nagte und ihr das Leben verbitterte, so hatte sie die Sache doch ihren Freundinnen auf eine solche Weise mitgetheilt, daß diese sie als etwas Ausgemachtes betrachteten und so weiter erzählten. Jedermann wunderte sich darüber, die Frauen rasten, aber die Männer lachten und sagten, die vermeinte Braut verdiene auch wirklich einen guten Mann.

Polly war überhaupt bei dem männlichen Theile der Gemeinde sehr beliebt, woraus der Abscheu, mit welchem die Weiber sie betrachteten, sich hinreichend erklärt.

Einer der Männer, welcher die Straße hinabging, sah Dallas eben nach Hause zurückkehren.

„Die Frauen sind nicht schlecht aufgebracht gegen Dich," sagte der Mann, indem er sich Dallas näherte.

„Gegen mich — warum denn gegen mich?"

„Nun, weil Du Polly High heirathen willst."

„Polly High? Ich verstehe Dich nicht."

„Na, Du brauchst Dich nicht so fürchterlich unschuldig zu stellen," sagte Poorly, indem er in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Ich verstelle mich durchaus nicht. Ich bin ganz erstaunt. Was hast Du denn eigentlich gehört?"

„Habe ich es Dir nicht schon gesagt?“

„Nein, Du hast blos auf etwas hingedeutet, wovon ich eben so wenig weiß, als der Mann im Monde.“

„Aber auf jeden Fall ist das Gerücht von Deiner Frau ausgegangen.“

„Welches Gerücht?“

„Daß Du Polly High heirathen wolltest.“

„Das hat meine Frau gewiß nicht gesagt.“

„Ja wohl hat sie es gesagt.“

„Wem hat sie es denn gesagt?“

„Mrs. Merry, und ich weiß nicht, wem sonst noch.“

„Ich kann mir gar nicht denken, weshalb sie ein solches Mährchen erzählen sollte,“ sagte Dallas, „Du mußt falsch berichtet worden sein.“

„In der That,“ sagte Poorly, „könntest Du wirklich noch eine Frau gebrauchen. Du brauchtest dann nicht so viel nach Dienstmädchen herumzulaufen. Deine Frau will doch fortwährend eine haben, nicht wahr?“

„Allerdings würde sie fortwährend eine Magd halten, wenn sie könnte.“

„Dann brauchst Du ja weiter nichts zu thun, als noch eine Frau zu nehmen. Diese wird stets verdienen, was sie kostet, und ist viel wohlfeiler als eine gemiethete Magd. Ueberdies hast Du dann noch das Vergnügen ihrer Gesellschaft — mit einem Worte, es ist dies ein Plan, der alle Empfehlung verdient.“

„So scheint es,“ sagte Dallas, indem er sich herumdrehte und seinen Weg weiter fortsetzte.

Dallas hatte in seinem Leben noch nicht ernstlich daran gedacht, eine zweite Frau zu heirathen. Allerdings lebte er in einer Gemeinde, wo so etwas häufig geschah, aber die eine

Frau, die er hatte, schien entschlossen zu sein, ihn zum Patriarchen einer zahlreichen Familie zu machen. Jetzt jedoch fiel ihm ein, daß es eine wirkliche Wohlthat für sein Weib sein würde, wenn er noch eine Frau ins Haus brächte, welche die Arbeiten und Pflichten der ersten theilte. Jedenfalls war dies besser, als sich auf gemiethete Mädchen zu verlassen, die oft nach zwei oder drei Tagen schon wieder fortliefen. Ganz erfüllt von dieser neuen Idee ging er weiter nach Hause.

„Und gesetzt, meine Frau wäre damit nicht einverstanden," sagte er bei sich selbst, „so weiß ich ja, daß sie stets widerspricht, ich mag machen, was ich will, weshalb, im Ganzen genommen, weiter nichts darauf ankommt. Uebrigens wird sie sich bald daran gewöhnen und sich darüber freuen, besonders wenn sie sieht, welchen Vortheil es uns bringt. Wenn sie krank ist, wäre dann immer Jemand da, der sie pflegte, ohne daß ich die Zeit und meine Arbeit zu versäumen brauchte, und wenn das Kind schreit, so ist Jemand da, der es ihr warten hilft. Ich glaube wirklich, der Plan ist ein ganz guter."

Indessen konnte er sich doch noch nicht entschließen, gegen seine Frau etwas von der Sache zu erwähnen.

„Ich weiß schon, wie sie es macht," fuhr er mit sich selbst sprechend fort, „sie wird weinen und husten und herumdrucksen, so daß ich nicht weiß, ob sie damit zufrieden ist oder nicht, obschon sie aller Wahrscheinlichkeit nach niemals recht damit einverstanden sein wird. Sie erwartet immer etwas Schlimmes, auch wenn keine Aussicht dazu da ist, und deshalb werde ich auf ihren Widerspruch wenig geben."

Mrs. Dallas weinte wie gewöhnlich, als ihr Mann in das Haus trat. Er war von Temperament munter und lebhaft und der Anblick ihrer Thränen ihm daher stets zuwider. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß er hartherzig oder

gleichgültig gegen ihre Leiden gewesen wäre, wenn sie wirklich dergleichen hatte, aber Thränen, Murren und bange Befürchtungen erschöpfen, wenn die Frau sich ihnen fortwährend hingiebt, die Geduld auch des besten Gatten. Dallas hatte seine Frau während der letzten zwei Wochen wenigstens zwanzigmal weinend angetroffen. Anfangs fragte er freundlich und theilnehmend, was ihr fehle.

„Nichts!" antwortete sie schluchzend.

„Bist Du krank?"

„Nein."

„Brauchst Du etwas?"

„Nein."

„Nun was fehlt Dir denn sonst?"

„Nichts."

„Na irgend etwas muß Dir fehlen und entweder sagst Du mir, was es ist, oder Du hörst auf zu weinen."

„Nun, hat man denn nicht einmal mehr das Recht zu weinen, wenn man Lust hat," rief sie. „Ich weiß wohl, daß die Männer gern ihren Frauen das Reden verbieten möchten, aber ich hätte nicht erwartet, daß man uns auch noch das Recht zu weinen nehmen will."

Nach dieser Antwort fragte Dallas sie nicht wieder. Sie weinte oder weinte nicht und er machte weiter keine Bemerkung. Er pfiff oder sang oder las, während sie in einem Winkel saß und schluchzte. An dem aber schon erwähnten Abend machte er einmal seiner Ungeduld Luft.

„Wenn ich wieder einmal heirathe," sagte er, „so werde ich meiner Frau sogleich die Bedingung stellen, daß sie niemals weint. Mir ist der Anblick von Thränen förmlich verhaßt. Ich kann nicht begreifen, was die Weiber davon haben, fortwährend ohne Grund zu weinen."

Mrs. Dallas sammelte sich ein wenig und bemerkte, von den Männern könne man nicht erwarten, daß sie die Ursachen der Thränen eines Weibes begriffen.

„Ich mag auch dergleichen Dinge nicht begreifen," antwortete er.

„Das glaube ich gern, aber wann wird denn die zweite Frau, von der Du sprachst, erscheinen?"

„Sehr bald, glaube ich, wenn Du nicht mit Deinem ewigen Weinen aufhörst. Ich habe es herzlich satt. Man kann keine Minute lang vernünftig mit Dir sprechen, und was Heiterkeit betrifft, so glaube ich, es läßt sich eher einem Leichenstein ein Lächeln abnöthigen."

„Deine Grausamkeit bringt mich noch um," schluchzte sie.

„Meine Grausamkeit bringt Dich um? Ich glaube, Du bringst Dich selbst um durch diese thörichte Angewohnheit, Dich über eingebildete Leiden zu grämen. Was habe ich Dir denn gethan?"

Sie gab keine Antwort.

„Ich frage Dich, was habe ich Dir gethan?"

Sie schwieg immer noch.

„Wohlan, ich will Dir sagen, was ich thun werde, und zwar bald. Ich werde eine zweite Frau heirathen. Ich will Jemanden haben, der mit mir plaudert, wenn ich nach Hause komme — Jemanden, der nicht Alles von der schwarzen Seite ansieht und sich nicht förmlich Mühe giebt, mir das Leben sauer zu machen, wie Du zeither gethan hast."

„Ich habe mir nicht Mühe gegeben, Dir das Leben sauer zu machen."

„O ja, denn Du weißt recht wohl, wie ich mich darüber ärgere, wenn ich Dich weinen sehe, ohne daß ein Mensch weiß, warum. Ich will eine Frau um ihrer Gesellschaft willen

haben; wenn man aber sich fortwährend soll die Ohren vollweinen lassen, so thut man jedenfalls weit klüger, wenn man ganz für sich allein bleibt."

„Nun, wahrscheinlich wird Deine nächste Frau Dich weit besser unterhalten, als ich es zu thun hoffen kann."

„Das hoffe ich auch."

„Besonders weil sie etwas Neues ist."

„Neu oder alt — dieses Weinen über eingebildete Uebel leide ich einmal nicht."

„Aber das Uebel ist kein eingebildetes."

„Nun, worin besteht es denn?"

„Nun, hast Du mir nicht eben gesagt, daß Du noch eine Frau heirathen willst, und da soll man wohl nicht weinen?"

„Aber es ist mir vor dem heutigen Tage niemals eingefallen, an so etwas zu denken, während Du schon seit vierzehn Tagen unaufhörlich geweint hast, wiewohl Du es überhaupt von jeher nicht daran hast fehlen lassen."

Mrs. Dallas schwieg.

„Wer hat Dir denn gesagt, daß ich noch eine Frau nehmen wollte?" fragte er nach einer kurzen Pause.

„Niemand."

„Nun, woher hast Du es dann gewußt? Es ist mir nicht eher ein solcher Gedanke in den Kopf gekommen, bis ich hörte, daß Du davon wie von einer ausgemachten Sache gesprochen."

„Das ist nicht wahr."

„Nun, was hast Du denn gesagt?"

„Daß ich es argwohnte und fürchtete — weiter nichts."

„Hast Du nicht gesagt, daß ich Polly High die Cour machte?"

„Ihr Name ward allerdings genannt, aber nicht gerade auf diese Weise."

„Wie denn?“

„Ich sehe nicht ein, aus welchem Grunde es nothwendig ist, hier unsere ganze Unterredung wieder mitzutheilen. Ich weiß auch wirklich nicht die Hälfte mehr von dem, was gesprochen ward.“

„Es mag eine niedliche Unterhaltung gewesen sein, während ich mit Schweigen und Thränen fürlieb nehmen muß. Indessen, da Du mich einmal auf den Gedanken gebracht hast, so bin ich der Meinung, daß die Sache am Ende gar nicht so übel wäre.“

„Auf welchen Gedanken habe ich Dich denn gebracht?“

„Noch eine Frau zu nehmen.“

Mrs. Dallas öffnete den Mund, um zu sprechen.

„Kein Wort!“ rief er. „Du bist stets eine Unglücksprophetin. Ich wünsche, daß Du mich anhörst.“

„Ich mag Dich nicht hören,“ antwortete sie, „und ich will Dich nicht hören, wenn Du dieser vom Teufel aufgebrachten Vielweiberei das Wort reden willst.“

„Sehr schön,“ rief Dallas lachend, „Dein Zorn steht Dir sehr gut. Eine Frau mag rasen und toben und schelten, so viel sie Lust hat, wenn sie nur nicht weint und schmollt. Aber jetzt, Frau, bitte ich Dich, diese Sache zu überlegen und zu bedenken, wie nett und schwesterlich es wäre, wenn Du Jemanden hättest, der Dir beistünde — und wie hübsch das auch für mich wäre.“

„Das läßt sich nicht bezweifeln,“ bemerkte die Frau.

„Ich brauchte dann nicht in der ganzen Umgegend umherzulaufen und mich vergebens nach Mägden umzusehen.“

„Du würdest wahrscheinlich dann mehr zu laufen haben, als jetzt, denn Du würdest Mägde zur Bedienung zweier Frauen anstatt einer miethen müssen.“

„Nein, das würde ich nicht, denn eine Frau könnte ja die andere bedienen."

„Du wirst doch nicht von mir erwarten, daß ich Deine zweite Frau bedienen soll?"

„Aber wenn sie es nun bedürfte?"

„Auch dann nicht. Und wenn ich sie vom Tode retten könnte, so würde ich ihr doch keinen Tropfen Wasser reichen."

Und die funkelnden Augen der aufgebrachten Mrs. Dallas verriethen, welcher Grad von Eifersucht sich schon in ihr regte.

„O," entgegnete Dallas, „mit den Weibern ist schon fertig zu werden, wenn die Männer entschlossen verfahren. Ich würde Euch schon zu dressiren wissen."

„Das bezweifle ich."

„Ueberdies wenn die eine Frau störrig ist, so wird die andere einsehen, daß es in ihrem Interesse liegt, sich angenehm zu machen. Wenn die eine schimpft, so wird die andere lachen, und man kann versichert sein, daß wenigstens von einer Seite das Wetter immer gut ist, was keine kleine Wohlthat ist."

„Aber warum hast Du mich denn geheirathet?" rief Mrs. Dallas aufgebracht. „Ich habe Deine Aufmerksamkeiten niemals gesucht, ich bin Dir niemals durch Dick und Dünn nachgelaufen und habe Dich niemals um Deine Liebe angebettelt. Ich wußte gleich von Anfang, daß ich nicht für Dich paßte; ich wußte, daß unsere Charaktere himmelweit von einander verschieden sind, aber Du glaubtest hartnäckig das Gegentheil. Ich vergoß sogar Thränen, während ich einwilligte, Dein Weib zu werden, weil ich fühlte, daß unser Ehestand ein sehr unglücklicher sein würde. Ich vergoß Thränen an unserm Hochzeitstage, weil dieselbe bange Ahnung mich verfolgte. Du sagst, ich fürchtete immer Uebles, aber dies wäre nicht möglich, wenn mir nicht auch fortwährend Uebles begegnet wäre. Ich

habe alle die Uebel erfahren, die ich gefürchtet habe, und Du, der Urheber derselben, möchtest mir sogar noch das Weinen darüber verbieten."

„Weil ich es überdrüssig geworden bin, Dich weinen zu sehen."

„Und glaubst Du denn nicht, daß auch ich des Weinens überdrüssig bin, daß ich mich nicht freue, fortwährend Stoff zum Weinen zu haben?"

Dallas saß mehrere Augenblicke in tiefe Gedanken versunken da.

„Ich sehe jetzt Alles recht wohl ein," sagte er endlich. „Unsere Ehe ist unglücklich gewesen, weil ich nicht gleich von vorn herein Dein Temperament gebührend berücksichtigte, nun aber ist es zum Bereuen zu spät. Die Bande, welche uns umschließen, können ohne Verbrechen auf der einen oder der andern Seite niemals gelöst werden. Wir müssen sehen, wie wir mit einander auskommen, und zu diesem Zwecke ist es unbedingt nothwendig, daß wir uns so viel als möglich in einander schicken. Es ist mir manchmal schwer — schwerer als Du glaubst — geworden, mich in der Welt durchzuschlagen und meine Familie mit den Bedürfnissen des Lebens zu versorgen, aber ich habe mich stets bemüht, den Muth zu bewahren, allen Dingen die gute Seite abzugewinnen und das Beste zu hoffen. Niemals habe ich Dich durch Mißmuth beunruhigt, niemals bin ich mit einer Wolke auf der Stirn nach Hause gekommen, Du aber bist meinem Lächeln mit Thränen, meinen Hoffnungen mit bangen Ahnungen und meinen Freuden mit trüben Befürchtungen begegnet. Wenn der heutige Tag schön war, so vermochtest Du doch nicht, Dich darüber zu freuen, weil Du fürchtetest, daß es morgen Regen geben könnte, und so ist es immer gewesen."

Mrs. Dallas saß ruhig und schweigend da und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Sie konnte nicht umhin einzusehen, daß die Klagen ihres Gatten bis zu einem gewissen Grade gegründet waren und daß sie ihn durch Thränen und Vorwürfe ermüdet, zu welchen wirklich keine Veranlassung vorlag. Ihr Stolz gestattete ihr indessen nicht, ein Zugeständniß dieser Art zu machen, und sie sagte daher nach langem Schweigen weiter nichts als:

„Du hättest nicht so unvorsichtig sein sollen, eine Frau zu heirathen, deren Temperament und Benehmen so tadelnswerth ist."

„Ich weiß das," entgegnete er düster; „ich habe schon oft selbst daran gedacht."

„Hoffentlich wirst Du Dich das nächste Mal besser vorsehen und vielleicht ist die zweite Frau ein Musterbild von Vollkommenheit," sagte sie in bitterm Tone.

„Ich hoffe es auch."

Wieder trat ein mehrere Minuten andauerndes Schweigen ein; endlich sagte er:

„Aber, liebe Frau, kannst Du nicht wenigstens einigermaßen diese Temperamentsfehler, die mir so lästig sind, im Zaume halten? Kannst Du nicht dieses ewige Weinen einstellen und mir, wenn ich des Abends von meiner Arbeit zurückkehre, mit lächelnder Miene entgegenkommen? Kannst Du mir nicht fühlen lassen, daß meine Bemühungen, Dich glücklich zu machen, gebührende Würdigung finden und nicht gänzlich vergebens sind?"

„Versprechen kann ich nichts," antwortete sie, „denn ich weiß nicht, ob ich Kraft genug habe, mein Versprechen zu halten."

Dallas stand auf, ohne weiter ein Wort zu sprechen, und

verließ das Zimmer. Acht Tage später führte er Polly High heim, damit sie die Lasten und Verantwortlichkeiten seines Haushalts theile.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Noch einmal Emily.

„Haben Sie Emily nicht gesehen?“ fragte mich Harmer als er mir eines Tages auf der Straße begegnete.

„Emily? Nein, seit mehreren Tagen nicht.“

„Ich möchte wissen, wo sie ist.“

„Nun, ist sie denn verschwunden?“

„Es scheint so.“

„Sie setzen mich in Erstaunen. Ist sie denn nicht in Mr. Stillman's Hause?“

„Louise weiß nichts von ihr. Sie sagt, vor ungefähr acht Tagen habe Emily das Haus verlassen, um zu Ihnen zu gehen, und seitdem habe man nichts wieder von ihr gesehen. Mrs. Beardsley ist überzeugt, daß die Indianer sie fortgeschleppt haben, und wundert sich nur, daß dies nicht schon früher einem von uns passirt ist.“

„Sind denn Indianer in der Nähe gewesen?“

„Ganz kürzlich nicht. Was könnten auch die Indianer von ihr wollen?“

„Die Indianer sind uns ja hier freundlich gesinnt und würden sie ganz gewiß nicht geraubt haben.“

In diesem Augenblicke trat Mrs. Bradish hinzu.

„Wovon sprechen Sie, wenn ich fragen darf?“ fragte sie.

„Ich werde diese Frage durch eine zweite beantworten: Haben Sie Emily gesehen?"

„Kürzlich nicht.''

„Ich möchte aber wissen, wer sie gesehen hat."

„Das kann ich freilich nicht sagen. Wird sie denn vermißt?"

„So scheint es."

„Ich sah sie vorige Woche in das Thal hinausgehen, um zu botanisiren und entsinne mich, daß unser Prophet an demselben Tage einige Indianer bewirthete, weil ich sie gleich, nachdem ich mich von Emily getrennt, aus seinem Hause kommen sah."

„Wissen Sie das gewiß?"

„Ja wohl, ganz gewiß."

„Dann hat Mrs. Beardsley Recht und wahrscheinlich haben die Indianer sie fortgeschleppt und meinen ein hohes Lösegeld für sie zu erlangen. Wir müssen zu ermitteln suchen, von welchem Stamme diese Indianer waren. Wissen Sie vielleicht noch, an welchem Tage Sie sie sahen?"

Mrs. Bradish glaubte, sie könne sich besinnen und erbot sich überdies sofort zu Brigham zu gehen und ihn von dem Umstande in Kenntniß zu setzen.

Neugierig, selbst zu sehen und zu hören, beschloß ich sie zu begleiten. Er empfing uns sehr höflich, hörte unsere Geschichte mit anscheinendem Erstaunen an, schien aber in Bezug auf die Indianer durchaus keine Befürchtungen zu hegen. Er meinte, Emily sei wahrscheinlich irgendwo auf Besuch und werde schon wiederkommen. Er hielt es durchaus nicht für wahrscheinlich, daß ihr ein Unglück zugestoßen sei, sondern rieth uns, Glauben zu haben und alles würde gut gehen.

Mrs. Bradish war mit der gleichgültigen Art und Weise,

auf welche er diesen Gegenstand zu erledigen suchte, offenbar sehr unzufrieden.

„Was Sie auch denken mögen," sagte sie zu ihm, „so bin ich doch fest überzeugt, daß die Indianer hier die Hand mit im Spiele haben und es befremdet mich, daß Sie sich weigern, uns von ihrem Stamme oder dem Namen ihres Häuptlings in Kenntniß zu setzen."

„Ich thue dies nicht, weil ich fürchte, daß etwas gesprochen oder gethan werden könnte, was uns mit diesen Leuten in Zwistigkeiten bringen würde. Es liegt in unserem Interesse, uns auf freundschaftlichen Füße mit ihnen zu halten und da kaum eine Möglichkeit vorhanden ist, daß sie von der Sache wissen, so glaube ich, es ist besser, wenn die Namen und der Stamm meiner Besucher ein Geheimniß bleiben."

„Aber Jemand muß es doch wissen," sagte Mrs. Bradish.

„Dafür haben Sie keinen Beweis."

„Aber was ist dann aus ihr geworden?"

„Dies ist eine Frage, die ich nicht im Stande bin zu beantworten, obschon ich Emily's wegen durchaus keine Besorgniß hege. Sie ist ja klug und vorsichtig."

„Aber es ist ja möglich, daß sie sich zu weit fortgewagt und in den Gebirgen verirrt hat."

„O, das glaube ich nicht," entgegnete Brigham gleichgültig.

„Auf jeden Fall," sagte Mrs. Bradish, „werde ich nicht ruhen und rasten, bis ich ermittelt habe, wo sie ist. Sie dürfen mir es nicht übel nehmen, Sir, aber ich hätte meinen sollen, daß die rücksichtsvolle Aufmerksamkeit, die Sie sonst für sie an den Tag gelegt, Ihnen Theilnahme an ihrer Gefahr einflößen müßte."

„An ihrer Gefahr? Ich fürchte nicht, daß sie in Gefahr ist,“ sagte er. „Sie haben keinen Glauben.“

Ich betrachtete das in seinem Ausdruck so ruhige und doch so unheimliche Gesicht dieses Mannes und fragte mich bei mir selbst, ob es wohl möglich wäre, daß der Grund seiner Gleichgültigkeit und Unbesorgtheit in einer Kenntniß ihres Aufenthaltsortes läge. Ich konnte mich indessen kaum überwinden zu glauben, daß eine solche Heuchelei möglich sei und wagte daher auch nicht, meinen Verdacht auszusprechen oder auch nur bei mir selbst zu ermuthigen.

Wir verließen die Wohnung des Propheten, der uns beim Scheiden ermahnte, uns nicht zu grämen oder zu ängsten, denn Gott und seine Engel würden unsere unschuldige und jugendliche Schwester schon behüten und unversehrt wieder zu uns zurückführen, obschon Mrs. Bradish in dem Augenblick, wo er uns nicht mehr hören konnte, erklärte, er habe sich auf unwürdige Weise gegen uns benommen und sie werde es nicht leiden. Harmer hatte auf uns gewartet, um das Ergebniß unserer Unterredung zu hören.

„Nichts! nichts!“ rief Mrs. Bradish, seinen Fragen zuvorkommend. „Er weigert sich, uns etwas zu sagen, obschon ich nicht gewiß behaupten kann, daß er selbst etwas weiß. Dabei nimmt er die Sache ungeheuer leicht, glaubt, Emily werde schon wiederkommen und dergleichen mehr.“

„Der Schurke!“ rief Harmer, „ich habe die Sache auch ohne ihn ermittelt. Charley Moore sah Emily in das Thal gehen, um Blumen zu pflücken. Die Indianer waren ein Stamm der Utahs, der Name ihres Häuptlings ist Walker und ihr gegenwärtiger Aufenthaltsort ist die unmittelbare Umgebung der Wahsatch Gebirge. Noch heute Nacht breche ich dahin auf.“

„Uebereilen Sie sich nicht,“ sagte ich, denn ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, daß Emily in weit größerer Nähe zu finden sei, da ich aber keine Beweise hatte, so fürchtete ich, meinen Verdacht auszusprechen.

„Zu welcher Stunde wollen Sie aufbrechen?“

„Wenn der Mond aufgeht — gegen Mitternacht.“

„Wohlan,“ sagte Mrs. Bradish nach der Sonne blickend, „bis dahin werde ich jedes Haus besuchen, um die Einwohner zu alarmiren und Nachfragen anzustellen. Sie verweilen indessen doch bei Madame Ward — ich werde hinkommen, um das Ergebniß zu berichten.“

Harmer war mit dem Vorschlage einverstanden und sie entfernte sich sofort, um ihren Plan auszuführen. Als ich nach Hause zurückkam, traf ich Louisen in furchtbarer Aufregung.

„Haben Sie Emily nicht gesehen?“ fragte sie ängstlich.

„Nein.“

„Dann weiß ich nicht, was ich denken soll. Ich glaubte bis vor Kurzem, sie wäre in Ihrem Hause. Ich war der Meinung, daß sie einen ziemlich langen Besuch mache und hatte mir schon mehrmals vorgenommen, zu Ihnen zu kommen, ward aber immer durch etwas abgehalten. Harmer ward jedoch ungeduldig und beschloß sie aufzuspüren und ich glaube, es ist gut, daß er es gethan hat.“

„Wahrscheinlich ist sie in meiner Abwesenheit zu uns gekommen und dann weiter nach dem Thale gegangen, um Blumen zu holen.“

„Und seitdem ist sie nicht wieder gesehen worden?“

„So viel ich weiß, nicht.“

„Wahrscheinlich ist sie von den Indianern geraubt worden.“

„Oder sie hat sich in den Gebirgen verirrt."

„In welchem Falle wir sie niemals wiedersehen werden," sagte Louise, indem sie in Thränen ausbrach.

„Brigham sagt, wenn wir Glauben haben, so wird alles gut werden."

„Wie nahm er denn die Nachricht auf?" fragte Louise, sich die Augen trocknend.

„Sehr kaltblütig und wollte sogar nicht, daß wir Schritte thun sollten, um sie auszukundschaften."

„Das ist aber sonderbar."

„So schien es mir auch, besonders wenn man die Aufmerksamkeit erwägt, die er ihr früher erwiesen."

„Da sie aber seine Bewerbungen stets zurückgewiesen hat, so ist er vielleicht aus Rache gleichgültig gegen ihr Mißgeschick."

„Oder er weiß vielleicht auch mehr von der Sache, als er sagen will."

Louise sah mich überrascht an, schien aber mit meinen Gedanken einverstanden zu sein.

Wir trennten uns und ich ging direct nach Hause. Natürlich weilten meine Gedanken bei Emily und ihrer unerklärlichen Abwesenheit. Dann gedachte ich wieder der ruhigen Gleichgültigkeit Brighams und verlor mich immer mehr in allerhand Vermuthungen, bis ich mich zuletzt nicht mehr des Verdachts erwehren konnte, daß er bei dieser Angelegenheit die Hand mit im Spiele habe.

Mr. Ward sagte, wahrscheinlich sei sie in die Hände der Indianer gefallen oder sie habe sich in einem der von Hügeln und Thälern gebildeten Labyrinthe verirrt. Er erzählte Beispiele von Leuten, die sich selbst in ganz bekannten und nahen Umgebungen verirrt hatten. Eine Dame von seiner

Bekanntschaft, hatte sich aufgemacht, um eine Freundin zu besuchen, welche auf der entgegengesetzten Seite eines kleinen Waldes wohnte. Sie wanderte eine Strecke weit auf den, wie sie glaubte, gewohnten Pfaden, als sie plötzlich ein Haus erblickte, welches ihr sowohl sonderbar als auch bekannt aussah. Eben so bemerkte sie, daß die Kühe, das Federvieh und alle übrigen Gegenstände eine ungemeine Aehnlichkeit mit den ihrigen hatten und da sie immer mehr die Ueberzeugung gewann, daß sie sich verirrt haben müsse, so beschloß sie in das Haus hineinzugehen, wo sie dann zu ihrem unendlichen Erstaunen sah, daß es ihr eigenes Haus war. Fälle, daß Frauenzimmer sich auf diese Weise verirrten, kämen, meinte er, fast täglich vor und es wäre durchaus nicht zu verwundern, wenn es Emily ebenfalls so gegangen wäre.

„Dann hätte sie schon eine Woche in den Gebirgen zugebracht und wäre wohl kaum noch am Leben."

„Ach gieb Dich doch nicht solchen Befürchtungen hin," sagte Mr. Ward. „Sie könnte sogar viele Wochen in den Wäldern leben, denn die Witterung ist sehr mild und es scheint in den Gebirgen nicht an eßbaren Wurzeln zu fehlen."

„Aber nach dem Mr. Stillman zugestoßenen Unglück wird sie kaum wagen, davon zu essen."

„Der Hunger würde, glaube ich, die Furcht verbannen," antwortete er, eben als Mrs. Bradish eintrat.

Meine ersten Worte waren: „Nun was haben Sie ermittelt?"

„Gar nichts," antwortete sie, „kein Mensch will etwas von ihr gesehen oder gehört haben."

„Und was glauben die Leute?"

„Manche sagen, die Indianer hätten sie geraubt, andere, sie habe sich in den Wäldern verirrt. Natürlich herrschen sehr

verschiedene Meinungen. Eine Anzahl Männer wird heute Nacht ausziehen, um sie zu suchen — sie waren in der größten Aufregung."

Es dauerte nicht lange, so fand sich Harmer, von Buckley und Charley Moore begleitet, ein. Buckley hatte schon Anstalten getroffen, um über das Schneegebirge nach Californien zu gehen, verschob aber seine Reise, bis man über Emily's Schicksal Gewißheit haben würde. Demzufolge hatten beide sich entschlossen, Harmer zu begleiten. Sie waren gut mit Büchsen, Pistolen und Messern bewaffnet und mit einem tüchtigen Vorrath von Munition versehen.

„Gott begleite Euch und gebe Eurem Vorhaben seinen Segen," sagte Mrs. Bradish.

„Amen!" sagten alle Anwesende, die aus einer großen Anzahl junger und alter Leute bestanden. Es war beschlossen, daß die jungen Leute mit Harmer gehen sollten, da der indianische Spurweg direct durch das Thal führte, wo man Emily zuletzt gesehen. Sie waren mit Hörnern, Pfeifen und Hunden versehen und hofften augenscheinlich auf den besten Erfolg.

„Ich zweifle, daß ihre Kräfte ihr erlaubt haben, sehr weit zu wandern," sagte einer.

„Wahrscheinlich finden wir sie in nicht allzuweiter Entfernung erschöpft in einer Höhle schlafend," sagte ein anderer.

„Vielleicht hat sie auch eine indianische Niederlassung erreicht," fügte ein dritter hinzu.

Endlich stieg die breite helle Scheibe des Mondes über die nahen Hügel empor und die Suchenden machten sich, nachdem sie uns Lebewohl gesagt, auf den Weg.

Neununddreißigstes Kapitel.

Heirathen.

„Es kommt Besuch, Mama," sagte unsere jüngste Tochter, die nun schon ziemlich herangewachsen war.

„So! wer ist es denn?"

„Ich glaube, es ist Mrs. Melton."

Es dauerte nicht lange, so trat die Dame ein. Sie war in tiefe Trauer gekleidet. Ich warf unwillkührlich einen Blick auf dieses ungewöhnliche Costüm. Sie bemerkte es und da sie eine sehr mittheilsame Person war, so begann sie sofort ihr Ungemach zu erzählen.

„Ich trage Trauerkleidung, Mrs. Ward," sagte sie, „und dennoch vermag kein äußeres Zeichen den Kummer auszudrücken, der auf meinem Herzen lastet. Es ist furchtbar, wenn man ein Kind in die feuchte kalte Erde bettet, aber noch weit furchtbarer ist es, es auf dem Altar des Mammons opfern zu sehen und solche Heirathen wie sie hier gebilligt und geduldet werden, scheinen mir wirklich entsetzlich zu sein. Ich habe Mr. Melton alle möglichen Vorstellungen gemacht, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber vergebens. Er ist fest entschlossen, die Mädchen an Weldy zu verkaufen und nur der Tod wird die Vollendung des Opfers verhindern."

Und die arme Mutter fing an zu weinen.

„Und was sagen denn die Mädchen dazu?" fragte ich.

„Henriette ist fast außer sich. Margarethe sagte Anfangs auch vieles, da sie aber sah, daß ihr Vater fest entschlossen war, so verfiel sie wieder in ihre schweigsame düstere Stimmung. Sie ist von jeher dergleichen melancholischen Anwandlungen unterworfen gewesen und ich fürchte, daß diese nun sich mit immer größerer Heftigkeit einstellen werden."

„Wir haben nicht gewußt, daß sie mit einem solchen Leiden behaftet ist."

„Es wissen es überhaupt Wenige, weil wir es immer verschwiegen zu halten suchten, aber nun wird es wohl bald bekannt werden, wenn sie in jenes Haus kommt. Es ist nichts daran schuld, als die Grausamkeit ihres Vaters."

„Wie so?"

„Er weigerte sich, sie einen liebenswürdigen jungen Mann heirathen zu lassen, der eine innige Leidenschaft zu ihr empfand und dessen Neigung sie erwiederte. Sie hätte damals bald den Tod von der Weigerung ihres Vaters gehabt und hat sich von den Folgen jenes Ereignisses niemals ganz wieder erholt."

„Aber warum weigerte sich Mr. Melton, sie ihn heirathen zu lassen?"

„Weil der junge Mann nicht im Stande war, ein werthvolles Gegengeschenk zu machen."

„Ich begreife nicht recht, was der Mann denkt."

„An Geld, denn das Geld ist der Gegenstand seiner Gedanken bei Tage und seiner Träume bei Nacht. Er betrachtet seine Töchter als rechtmäßige Gegenstände einer Spekulation, weil, wie er sagt, ihre Erziehung ihm viel gekostet hat. Henriette kniete vor ihm nieder und flehete ihn mit Thränen an, Mitleid mit ihr zu haben und sie vor einem so furchtbaren Schicksal zu retten, aber er verwies sie zur Ruhe und machte

ihr Vorwürfe, beschuldigte sie der Undankbarkeit, weil sie nicht sofort in seine Wahl willigte, besonders da dieselbe für ihn einen so bedeutenden Nutzen abzuwerfen versprach. Dies erbitterte meine Tochter und sie drohete, sein Haus und seinen Schutz zu verlassen und fort unter die Indianer zu gehen. Er antwortete, er werde sie schon wieder finden und wenn er die ganze Welt nach ihr durchsuchen müßte und Weldy's Weib müsse sie werden, und wenn er sie in Ketten vor den Altar schleppen solle. Da Henriette dadurch immer mehr aufgebracht ward, so erklärte sie, sie seien alle Barbaren, die Religion der Mormonen sei vom Teufel, die Vielweiberei sei eine fluchwürdige Einrichtung und obschon man sie vielleicht zwingen könne, mit dem Manne, den sie hasse, an den Altar zu treten, so würde sie doch nie durch ein Wort oder eine Geberde ihre Zustimmung dazu geben.

„Also wagst Du, mir ungehorsam zu sein?" sagte er.

„Ich wage es, jedem Manne ungehorsam zu sein, der mich zu seiner Sklavin zu machen sucht und dessen Tyrannei mein ganzes Leben verbittern würde. Wenn Du von mir verlangst, jenen entsetzlichen alten Mann zu heirathen, welcher aussieht wie ein Wehrwolf und handelt wie ein Narr — einen Mann, der schon ein Dutzend Weiber, gute und schlechte, im Hause hat, von welchen zwei oder drei Indianerinnen, andere Spanierinnen und Deutsche sind — ist es wohl möglich, daß Du meine Zustimmung erwarten kannst, wenn dieser selbe alte Mann, der mein Gatte zu werden wünscht, auch an demselben Tage meine Schwester heirathen will und uns förmlich kauft, indem er Pferde und Kühe für uns giebt — kannst Du, frage ich, wohl von uns erwarten, daß wir uns hierein fügen, wenn wir nicht geradezu mit Gewalt gezwungen werden?"

„Henriette," sagte Mr. Melton, „Du bist sicherlich alt genug, um zu wissen, daß alles dies Thorheit ist. Es ist ganz einerlei, wie viele Weiber er hat. Salomo heirathete die Tochter eines Königs, obschon er Frauen aus allen Nationen um Juda herum genommen hatte. Glaubst Du vielleicht vornehmer zu sein, als jene Prinzessin aus jenem königlichen Hause Egypten? Ich muß mich wirklich Deiner schämen."

„Und ich schäme mich meines Vaters," unterbrach ihn Margarethe heftig. „Es ist eine Schande, daß ein Mann, der vom göttlichen Geiste beseelt zu sein vorgiebt, die Verheirathung seiner Töchter benutzt, um sich zu bereichern. Und welch einer Ehe will er sie widmen! Mein Herz empört sich bei dem Gedanken daran."

„Ich sagte den Mädchen später, daß wenn ihr Vater auch unerbittlich bliebe, sie doch vielleicht Rettung von der Großmuth ihres Bewerbers hoffen könnten, wenn nämlich sein Herz eines solchen Gefühls fähig sei.

„Eher," sagte Henriette, „könnte man von einem hungrigen Löwen Mitleid erwarten."

„Margarethe sagte jedoch, sie wolle einen Versuch machen und erbot sich, die ersten Schritte in dieser Beziehung zu thun.

„Da kommt Weldy," sagte Henriette, die eben zum Fenster hinausblickte.

„Nun dann benutzt diese Gelegenheit, Mädchen, jetzt wo Euer Vater abwesend ist," rief ich, „und der Himmel gebe, daß Ihr sein eisernes Herz erweicht.

„Weldy trat ein, grüßte die Mädchen sehr freundlich, versuchte ihnen ein Kompliment über ihre Schönheit zu machen, welches ziemlich unbeholfen ausfiel und fragte dann nach Mr. Melton.

„Er ist nicht zu Hause, Bruder Weldy, und wir betrachten seine Abwesenheit bei der gegenwärtigen Gelegenheit als einen besonders günstigen Umstand. Wir wünschen an Ihren Verstand und an Ihre Großmuth, wir wünschen an Sie als Mann von Ehre und Grundsätzen zu appelliren und Sie zu bitten, Ihre Bewerbung um die Hand dieser Mädchen zurückzunehmen, welche noch viel zu jung sind, um die Verantwortlichkeiten des Ehestandes auf sich zu nehmen und auch sonst für Ihre Umstände durchaus nicht passen."

„Entschuldigen Sie, Madame," antwortete er, „ich kann Ihrer Ansicht durchaus nicht beipflichten. Diese jungen Damen werden in meinem Hause wenigstens durchaus keine Verantwortlichkeiten zu übernehmen haben. Mein Haus ist wohl eingerichtet und wird von älteren, erfahrenen Personen geleitet. Es wird von diesen jungen Damen nichts verlangt werden als Freundlichkeit und Gehorsam und jene Nachgiebigkeit, welche die Jugend den reiferen Jahren stets schuldig ist."

„Hier theilte ich ihm mit, daß meine Mädchen stets daran gewöhnt gewesen seien, ihrem eigenen Willen zu folgen.

„Ja," sagte Margarethe, „und ich bin die Letzte, welche sich vor grauen Haaren beugt, wenn dieselben den Schädel eines Narren bedecken, wie sehr häufig der Fall ist."

„Ich werde ebenfalls weder freundlich noch gehorsam sein," sagte Henriette, „weil ich sowohl Sie als auch Ihre Weiber verachte und verabscheue.. Ich werde durchaus nichts thun, was Sie von mir wünschen. Wahrscheinlich wollen Sie aus mir eine Art Aufwärterin machen und glauben, ich solle mich mit Ihren dreißig Rangen befassen, aber daraus wird ganz bestimmt nichts!"

„Weldy lachte darüber. Er schien nicht im mindesten

unwillig zu sein, wie ich erwartet hatte, sondern lachte blos so laut, daß die Fenster klirrten.

„Nein, mein schönes Kind," sagte er, „das erwarte ich durchaus nicht. Du bist viel zu schwächlich und zart, als daß Du Dich mit einem großen Kinde herumschleppen könntest, das weiß ich recht wohl. Niemand soll Dir Pflichten auflegen und ich werde nie von Dir verlangen, daß Du etwas thust, was Deinem Willen entgegen wäre — dessen sei versichert."

„Also Sie wünschen nicht, daß ich etwas thun soll, was meinem Willen widerstreitet?" fragte sie rasch.

„Weldy aber ließ sich auf diese Weise nicht fangen.

„Allerdings werde ich das nicht, liebes Kind — sobald Du mein bist —"

„Mr. Weldy, ich bitte Sie inständig, auf jede Absicht uns zu heirathen, zu verzichten," sagte Margarethe. „Sie haben keinen Begriff, wie sehr wir die Stellung, die Sie uns bieten, verabscheuen. Unser Alter, unsere Umstände, alles schließt die Möglichkeit aus, daß eins von uns in diesem Zustande sich glücklich fühlen könne. Wir können Sie nicht lieben und Sie können uns nicht lieben und eine Ehe ohne Liebe muß unglücklich sein."

„Das ist alles Thorheit — die Hälfte der Ehen in der Welt werden aus Beweggründen der Politik oder Räthlichkeit geschlossen," sagte Weldy und fuhr dann fort, uns beweisen zu wollen, daß Heirathen aus Liebe ein veralteter Begriff sei, der sich für unser praktisches Zeitalter nicht mehr schicke. Er habe, sagte er, ein einziges Mal aus Liebe geheirathet und die Frau, die er auf diese Weise erhalten, sei gerade von dem ganzen Dutzend die am wenigsten liebenswürdige gewesen. Er dankte dem Himmel für die Lehre, die er dadurch erhalten.

Im Allgemeinen seien die Ehen, in welchem am wenigsten von dem vorkäme, was man romantischer- und thörichterweise Liebe nenne, stets die glücklichsten und er für seinen Theil erwarte ein dauerndes, solides und wirkliches Glück von seiner bevorstehenden Vermählung mit zwei so schönen, mit so vielen vortrefflichen Eigenschaften ausgestatteten jungen Damen.

„Aber, Mr. Weldy, wollen Sie wirklich nicht auf uns verzichten? Wollen Sie nicht unserm Vater sagen, daß Sie sich anders besonnen haben und uns nicht mehr begehren? Haben Sie doch Mitleid für uns und wir werden Sie in alle Ewigkeit segnen."

„Warum soll ich Mitleid für Euch haben? Warum soll man so junge, schöne Wesen bemitleiden? Ich liebe Euch, ich bewundre Euch, ich bete Euch an. Ich würde Euch und mich bemitleiden, wenn Jemand anders Euch bekommen sollte, weil Niemand Eure Vorzüge so zu schätzen weiß als ich," und indem er dies sagte, versuchte er Margarethen zu umarmen.

„Das Mädchen entsprang kreischend seinen ausgestreckten Armen und Henriette erinnerte ihn daran, daß er so eben erklärt habe, er habe nur ein einziges Mal aus Liebe geheirathet.

„Und dies ist auch die Wahrheit," antwortete er, „obschon es eben so klar ist, daß man so schöne Mädchen nicht anders als aus Liebe heirathen kann, weil Jeder auf den ersten Anblick sich in sie verlieben muß."

„Diese abgeschmackten Komplimente machten auf die Mädchen einen sehr widerlichen Eindruck und Margarethe rief: „Weldy, ich glaube, Sie sind ein Narr."

„Wenn dies der Fall ist, so seid Ihr daran schuld," antwortete er. „Was kann ein Mann dafür, wenn ihm ein schönes Mädchen den Kopf verdreht?"

„Mag nun Ihr Kopf verdreht sein oder nicht, Mr. Weldy, so glaube ich, daß meine Mädchen vollkommen unschuldig daran sind. Sie sind alt genug, um ihr Vater zu sein, und haben überdies schon ein Dutzend Weiber. Ich habe diesen Unsinn nun satt. Noch hatte ich immer Ihnen einen gewissen Grad von Edelsinn zugetraut, sehe aber nun ein, daß ich mich vollständig in Ihnen geirrt habe."

„In der That, Madame," entgegnete er, „Sie machen mir diese Verheirathung mit Ihren Töchtern sehr kostspielig. Ich habe Ihrem Gatten schon ein sehr schönes Gebot gethan, Sie aber wollen wahrscheinlich auch etwas haben. Wünschen Sie ein neues Tuch oder ein hübsches Kleid?"

„Ich ward durch dieses angebliche Mißverstehen meiner Wünsche so empört," fuhr Mrs. Melton fort, „daß ich große Lust empfand, den Besen zu nehmen und ihn damit zum Hause hinauszuprügeln.

„Ich wundre mich, daß Sie das nicht thaten," bemerkte ich; „eine solche Unverschämtheit!"

„Ja wohl; er wußte recht wohl, daß ich weiter nichts wünschte, als meine Töchter vor einem so unnatürlichen Bündniß zu bewahren."

„Er hat es blos gesagt, um Sie zu ärgern," rief ich.

„Das wußte ich recht wohl und entgegnete daher, obschon meine Tücher und Kleider vielleicht weniger modisch seien, als die anderer Leute, so legte ich doch weiter kein Gewicht darauf, wenn es sich um das Glück meiner Kinder handle. Hierauf hatte er die Unverschämtheit, mir zu versichern, daß das Glück meiner Kinder eben durch die Verheirathung mit ihm gesichert werden würde.

„In der That, Madame," sagte er, „ich wundre mich über Ihre Einwendungen, die über alle Begriffe trivial und

frevelhaft sind. Sie sagen nichts in Bezug auf meinen moralischen Charakter und auf meine pekuniären Verhältnisse, weil Sie wissen, daß in diesen Beziehungen nichts gegen mich einzuwenden ist. Sie reden vom Alter, als ob nicht viele junge Frauen mit alten Männern vollkommen glücklich gelebt hätten und als ob das, was einmal geschehen ist, nicht wieder geschehen könnte. Ich erwarte von Ihren Töchtern blos, daß sie mich ehren und mir gehorchen und da ich durchaus kein sentimentaler Mann bin, so werde ich damit vollkommen zufrieden sein. So sehr ich sie auch liebe, so verlange und wünsche ich doch nicht, daß sie mich wieder lieben. Ich verlange weiter nichts, als daß sie Niemanden anders lieben, denn dies würde das Haus sofort in Flammen setzen."

„Margarethen kam plötzlich ein Gedanke ein und sie sagte: „Wie wenn wir Ihnen nun gestünden, daß wir schon jetzt einen andern lieben?"

„Ich würde wissen, daß das Geständniß ein erlogenes wäre, weil Euer Vater mir gesagt hat, daß Ihr noch niemals einen Anbeter gehabt hättet."

„Dann hat mein Vater Ihnen eine Unwahrheit gesagt; meine Mutter soll entscheiden."

„Du hast einen Anbeter gehabt, mein Kind," antwortete ich zu Margarethe gewendet; „daß Henriette einen gehabt hätte, davon weiß ich allerdings nichts."

„Na, es soll nichts ausmachen; ich verlange weiter nichts, als daß Ihr mich ehrt und liebt."

„Und das werde ich nimmermehr thun."

„Wieder schlug er ein schallendes Gelächter auf, in welches Niemand einstimmte, als plötzlich zu unserer großen Ueberraschung und Bestürzung Mr. Melton in das Zimmer trat.

„Er zeigte eine ziemlich verwunderte Miene und sagte zu

Weldy: „Ihr scheint Euch in der Gesellschaft meiner Frau und Töchter sehr gut zu amüsiren.“

„O allerdings, sehr gut. Denkt Euch nur, sie haben sich Mühe gegeben, mir glauben zu machen, daß unsere Ehe eine sehr unglückliche sein würde und dergleichen mehr.“

„Mr. Melton warf seinen Töchtern einen zornigen Blick zu. „Ich habe alle dergleichen Erörterungen streng verboten,“ sagte er, „aber dennoch beharren sie bei ihrem Ungehorsam.“

„Die Frauen sind seit Adam's Zeiten eigensinnig und starrköpfig gewesen,“ entgegnete Weldy.

„Nun, warum heirathet Ihr denn deren so viele?“ fragte ich.

„O,“ antwortete er schmunzelnd, „trotz ihrer Launenhaftigkeit und Starrhaftigkeit sind es doch liebe Geschöpfe.“

„Und diese halsstarrigen, ungehorsamen Mädchen verschmähen die Ehre, die Ihr ihnen erzeigen wollt,“ sagte Mr. Melton, „sie verdienen eine harte Züchtigung.“

„Nein, straft sie nicht,“ sagte Weldy; „ich möchte um keinen Preis, daß ihnen ein Haar auf ihren schönen Häuptern gekrümmt würde, mögen sie auch ein wenig unfreundlich gegen mich sein. Natürlich bin ihrer nicht würdig. Niemand kann von seiner eigenen Unwürdigkeit mehr überzeugt sein als ich und aus diesem Grunde vielleicht mehr als aus einem andern hat der Himmel mich mit so vielen Weibern gesegnet und scheint mich noch mit mehreren segnen zu wollen.“

„Ich sollte meinen“ sagte Margarethe, „daß wahrscheinlich die andere Person mehr damit zu thun hat, als der Himmel. Der Himmel gab Adam im Paradiese blos ein Weib und würde sündhaften Männern im gefallenen Zustande kaum deren eine größere Anzahl geben.“

„Was weißt Du von solchen Dingen?“ fragte Mr. Melton.

„Ich sollte wohl etwas davon wissen, wenn man die Umstände erwägt, in welche ich mich gegenwärtig versetzt sehe.“

„Was mich betrifft, so glaube ich, daß je weniger ein Frauenzimmer hiervon weiß, desto besser ist es. Das Wissen taugt für Frauen nichts, denn es macht sie dünkelhaft und eingebildet. Sie lassen sich nicht leicht regieren und gleichwohl ist die zweckmäßige Regierung der Frauen die Grundlage alles häuslichen Friedens.“

„Weldy lachte und zwar auf seine Weise, daß sein ohnedies schon widerwärtiges Gesicht um so häßlicher und abstoßender ward. „Aber Ihr wißt,“ sagte er, „auch nicht viel von den Frauen, da Eure häusliche Erfahrung sich auf den Besitz eines einzigen Weibes beschränkt hat.“

„Aber nun stehe ich im Begriff, ein neues Blatt umzuwenden,“ sagte Mr. Melton, indem er mich anblickte, „ich bin diesen Nachmittag vermählt worden.“

„Diesen Nachmittag vermählt! O mein Gott!“ kreischte Margarethe, „was werden wir alles noch erleben müssen?“

„Das Nächste ist wahrscheinlich Eure eigene frohe Hochzeit, glaube ich,“ sagte Weldy, ging dann auf Mr. Melton zu, drückte ihm die Hand und wünschte ihm Glück. Er freue sich, sagte er, allemal, wenn er sähe, daß seine Freunde sich entschlossen zeigten, das Leben zu genießen und fragte endlich, wer die glückliche Braut sei.“

„Und dies war die erste Andeutung, die Sie erhielten, daß Ihrer Familie ein Zuwachs bevorstehe?“

„Die allererste.“

„Und wurden Sie nicht ohnmächtig, nicht krank?“

„O nein, ich dachte selbst in diesem Augenblicke mehr an das entsetzliche Schicksal, welches meinen Kindern beschieden

war, als an das Ungemach, welches unter den obwaltenden Umständen für mich zu fürchten stand.

„Mr. Melton ließ sich hierauf herab, uns mitzutheilen, daß er, da er nun im Begriff stehe, der Ausgaben für seine Töchter überhoben zu werden, glaubte, er könne noch recht gut eine zweite Frau ernähren, besonders da dieselbe eine hübsche runde Summe Geld besäße, die nach Verlauf eines Monats ihm zur Verfügung gestellt werden sollte."

„Wirklich, Ihr seid ein Glückskind," sagte Weldy. „Ich muß Euch jetzt Eure Mädchen bezahlen, während Ihr zugleich ein Weib einhandelt, welches Geld hat. Das ist der Vortheil, wenn man eine Frau heirathet, die keine Verwandten hat."

„Und so fuhren sie fort, sich noch lange zu unterhalten," erzählte Mrs. Melton weiter, „und ich erfuhr, daß an demselben Tage, wo meine Töchter unser Haus verlassen sollen, Mr. Melton seine zweite Gattin heimzuführen gedenkt. Ich weiß aber im Voraus, daß ich diese Eindringling nie anders als mit Haß und Verachtung werde betrachten können."

„Ich wundere mich, daß Mr. Melton sich zu dieser zweiten Heirath entschlossen hat. Ich hatte nicht geglaubt, daß er auch nur an so etwas dächte."

„Meine liebe Mrs. Ward, es giebt in ganz Utah nicht einen einzigen Mann, der nicht ernsthaft über die Räthlichkeit eines solchen Verfahrens nachgedacht hätte. Natürlich müssen die Männer daran denken, wenn dieser Gegenstand einmal zum Thema aller Predigten und Unterhaltungen gemacht wird. Die Männer fragen fortwährend einander, was sie davon denken, wie es ihnen gefällt und dergleichen mehr. Wenn Mr. Melton einmal glaubt, daß eine zweite Frau sein Lebensglück erhöhen werde, so bin ich es vollkommen zufrieden, daß

er diesen Versuch mache, aber meine armen Mädchen" — und die Mutter fing wieder an zu weinen.

„Es ist möglich, Mrs. Melton," sagte ich, „daß Ihre Töchter viel glücklicher werden, als Sie jetzt vermuthen, obschon es mich durchaus nicht Wunder nimmt, wenn Sie eben so wie jeder andere redlich denkende Mensch ein solches verbrecherisches Verhältniß mit Abscheu betrachten. Weldy scheint mir weniger herzlos zu sein, als Mr. Melton, und ich glaube, diese Mädchen könnten weit mehr Herrschaft über ihn ausführen, als über ihren Vater. Sie sind jung und schön und —"

„Aber die Sünde, Mrs. Ward — die Sündhaftigkeit in einem solchen Verhältnisse zu leben — das ist das Furchtbare in meinen Augen, denn was man auch zum Gegentheile sagen mag, es ist eine Sünde und muß eine Sünde sein. Ich wünsche, daß meine Töchter ihr reines Herz bewahren; ich habe sie zur Tugend erzogen und sie nun einem solchen Schicksale anheimfallen zu sehen, dies macht mich fast wahnsinnig. Zuweilen habe ich mich schon versucht gefühlt, die Rolle jener römischen Matrone zu spielen, und dann wieder bin ich nahe daran gewesen, die Gerechtigkeit des Himmels anzuklagen, welche auf diese Weise der einen Hälfte der Menschheit gestattet, das Glück und die Rechte der andern mit Füßen zu treten."

„Der Himmel wird, glaube ich, aber doch bei allem diesem seine weisen Absichten haben."

Mrs. Melton schüttelte zweifelnd den Kopf und erhob sich bald nachher, um Abschied zu nehmen.

Vierzigstes Kapitel.

Eine Berathung.

Den Erwartungen fast des ganzen Dorfes zuwider kamen die Leute, welche Harmer auf seinen Nachforschungen nach Emily begleitet, wieder zurück, ohne irgend einen Aufschluß über sie erlangt zu haben. In dem ganzen Thale hatte man nichts wahrgenommen, woraus sich hätte schließen lassen, daß sie jemals dort gewesen. Es fanden sich keine Spuren in dem weichen Boden am Rande des Baches, eben so wenig abgepflückte Blumen oder Fetzen von Kleidern. Alle waren der Meinung, daß, wenn sie diesen Weg passirt hätte, ganz gewiß irgend eine Spur von ihr zurückgeblieben wäre. Aus diesem Grunde beschloß man, die Nachforschungen nach ihr nach einer andern Richtung hin fortzusetzen.

Mrs. Beardsley erklärte, sie habe gleich von vorn herein gewußt, daß man sie nicht finden werde. Wilde Thiere oder Indianer oder etwas anderes habe sie wahrscheinlich schon längst vernichtet.

„Das kann man nicht wissen," sagte Mrs. Stillman sen., welche seit dem Tode ihres Gatten ihren Wohnsitz bei ihrer Tochter Louise genommen hatte.

„Wenn es Fanny Simpkins wäre — denn Stillman nenne ich sie nimmermehr —" sagte Louise, „so würde ich mir

wirklich gar nichts daraus machen, daß aber Emily, diesem so schönen, liebenswürdigen und unschuldigen Wesen etwas so Furchtbares zugestoßen sein soll, dies läßt mich fast an der Güte der Vorsehung zweifeln."

„Irgend wo muß sie sein," sagte Mrs. Stillman senior; „wenn diese Leute sie nicht gefunden haben, so ist dies noch kein Beweis, daß sie sich nicht verirrt hat, und selbst wenn Harmer sie nicht unter den Indianern entdeckt, welche heute hier waren, so ist das für mich noch kein Beweis, daß sie nicht von einem derselben geraubt worden ist."

Und nachdem sie diese unumstößlichen Ansichten ausgesprochen, war es ihr unverkennbar zu Muthe, als ob sie sich einer wichtigen Pflicht entledigt hätte.

Mr. Stillman hatte eine Gesellschaft von zwanzig Mann zusammengebracht, mit welchen er die Schluchten und Hohlwege um den Fuß des großen Salzsees herum zu durchforschen gedachte, weil er glaubte, daß sie vielleicht diese Richtung eingeschlagen und sich in derselben verirrt habe.

Die Vorbereitungen waren alle getroffen und die Gesellschaft beisammen, als ein Bote von Brigham eintraf, der ihnen verbot, auszuziehen, und vielmehr den Befehl überbrachte, daß Jeder an seine Arbeit gehen solle. Mrs. Bradish war eben beschäftigt, das Unternehmen zu ermuthigen und die Leute aufzufordern, die Nachforschung nicht eher aufzugeben, als bis sie sie gefunden hätten. Diese plötzliche Hemmung eines Verfahrens, welches sie als gerecht und nothwendig betrachtete, erfüllte sie daher mit der tiefsten Entrüstung und trotz ihrer Anhänglichkeit an das Oberhaupt der Kirche nahm sie keinen Anstand, ihr Mißfallen an den Tag zu legen. Die Männer waren eben so unzufrieden, standen aber mürrisch und schweigend da, während Mrs. Bradish auf den Boten zuging und

die Gründe dieses so außerordentlichen Befehls zu wissen verlangte.

„Er hat weiter keinen Grund angegeben, Madame," sagte der Bote, „sondern meinte blos, Euer Vorhaben wäre ein vergebliches, und er stehe dafür, daß Emily vollkommen geborgen sei. Die Leute sollten daher lieber an die Arbeit gehen, anstatt in den Wäldern umherzulaufen."

„Aber woher weiß er, daß sie geborgen ist?"

„Er hat eine Offenbarung gehabt."

Mrs. Bradish schüttelte den Kopf und sah aus, als ob sie es bezweifelte.

„Was meint Ihr," fragte einer der Männer, indem er sich zu Mr. Stillman wendete, „sollen wir gehen oder nicht?"

„Ich würde gehen," sagte Mrs. Bradish entschieden; „Niemand kann größern Respect vor Brigham haben, als ich, das heißt in seiner ihm zustehenden Sphäre als unser geistiges Oberhaupt. Wenn er dagegen in unsere persönlichen Rechte eingreift, wenn er uns in der Ausübung der individuellen Freiheit zu beschränken sucht, dann bin ich der Meinung, daß Widerstand eine nothwendige Tugend ist."

Mr. Stillman sagte, obschon er vor der Dame, die so eben gesprochen, die höchste Achtung hege, so sei er doch gezwungen, von ihrer Meinung abzuweichen. Ihr geistiges Oberhaupt sei zugleich ihr weltlicher Herrscher und wolle man ihm in einer Hinsicht ungehorsam sein, so würde man dadurch Mangel an Vertrauen auf sein Urtheil und seinen Scharfsinn verrathen.

„Ich gebe es auf," sagte Mrs. Bradish; „wer weiß? wahrscheinlich weiß er von Emily mehr, als wir gedacht haben. Es kommt mir sonderbar vor, daß er gegen ihr Schicksal so vollständig gleichgültig ist."

„Es ist vielleicht am besten, zu warten, bis Harmer wiederkommt," meinte Mr. Ward; „vielleicht bringt er einigen Aufschluß über sie, obschon ich es kaum erwarte."

„Aber er kann vielleicht noch zwei oder drei Tage ausbleiben," sagte einer der Umstehenden, „und noch zwei oder drei Tage Entblößung und Hunger kann Emily das Leben kosten, wenn sie nicht schon todt ist."

„Ich beantrage, daß wir gehen," sagte ein Anderer.

„Ich auch," rief ein Dritter; „Brigham geht das nichts an."

„Das sollte ich auch meinen, wir arbeiten ja nicht für ihn."

„Ja wohl, geht, geht!" rief Mrs. Bradish und machte zugleich eine Gebehrde nach Brigham's Fenstern, als ob sie ihm ein Schnippchen schlüge.

Bot sie ihm wirklich Trotz? Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß ihre Entschlossenheit und ihr Unabhängigkeitssinn bedeutend entwickelt waren.

„Wenn Ihr zögert," fuhr sie fort, „so bringe ich eine Schaar Frauen zusammen und gehe selbst."

„Eine Schaar Frauen! Du lieber Himmel, da käme gewiß keine wieder," sagte einer der Männer.

Brigham, der von seinen Fenstern aus das Zögern der Gesellschaft sehen konnte, kam langsam herbei, näherte sich der Gruppe und redete sie in begütigenden Ausdrücken ungefähr folgendermaßen an:

„Ich kann Euch die gewisse Versicherung geben, daß Eure junge Schwester sich wohl befindet, daß sie sich freiwillig von uns entfernt hat, und zwar aus Gründen, die für mich vollkommen genügend sind, eben so wie sie es für Euch sein sollten."

„Aber wo ist sie?" „Worin bestehen diese Gründe?"

„Woher sollen wir es wissen?“ ward von allen Seiten begierig gefragt.

„Wo sie ist und aus welchen Gründen sie sich entfernt hat, dies sind Geheimnisse, deren Offenbarung mir nicht gestattet ist, und ich verstehe durch den Geist, der in mir wohnt, verborgene und geheime Dinge zu lesen.“

„Wenn dies der einzige Weg ist, auf welchem Ihr etwas erfahren habt,“ sagte Einer, obschon in leisem Tone, „so möchte ich nicht viel für Euer Wissen geben.“

Brigham hatte in der letzten Zeit viel von der blendenden Gewalt seiner Macht und seines Einflusses verloren. Seine Offenbarungen waren zu häufig und zu abgeschmackt geworden, als daß sie hätten viel Aufmerksamkeit erregen oder Vertrauen erwecken können. Seine Lügen, seine Sinnlichkeit und Heuchelei hatten auf viele von den besten Mitgliedern der Kirche einen übeln Eindruck gemacht. Viele wünschten ihn abgesetzt zu sehen und Manche gingen sogar so weit, daß sie davon sprachen, aber noch waren keine Maßregeln getroffen, um dieses Vorhaben ins Werk zu setzen. Allerdings besaß er auch viele Freunde, namentlich an denen, welche Ehre oder Nutzen von ihm hatten, oder die durch Heirath mit ihm verwandt waren.

Es darf jedoch hierbei nicht unbemerkt bleiben, daß ein großer Theil der Machinationen gegen ihn durch Lawrence's Groll und Neid genährt wurden. Dieser Mann, dessen Charakter ein Gemisch von gemeiner Falschheit und egoistischer Hinterlist zu sein schien, benutzte jede Gelegenheit, um sich über die Fehler und Gebrechen seines glücklichen Nebenbuhlers auszulassen, hob seine Schwächen hervor und machte seine Vorträge sowohl als seine Art und Weise zu predigen geradezu lächerlich. Wenn Brigham öffentlich erschien, so war Law-

rence sicherlich auch in der Nähe und suchte etwas darin, die Sprache und Meinungen seines Gegners auf das Unbarmherzigste zu kritisiren.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit stand er mit Irenen am Arm ebenfalls mitten unter den Versammelten. Er hatte, wie es schien, mit Irenen einen Spaziergang gemacht und da er den Auflauf gesehen, sich genähert, um zu sehen, was vorginge. Sie erhielten die Mittheilung, welche sie begehrten, von einem der Umstehenden und Lawrence begann hierauf seine Bemerkungen.

„Und er verbietet Euch, sie zu suchen?"

„Ja, ich glaube, er sagt, sie sei sicher und geborgen."

„Wenn er das weiß, so muß er auch wissen, wo sie ist."

„Wahrscheinlich weiß er es," setzte Irene hinzu, „möglich, daß er sie irgendwo in seinem Hause versteckt hat."

„Glauben Sie?"

„Allerdings glaube ich es, denn wenn dies nicht der Fall wäre, warum wäre er dann so gleichgültig und unbefangen?"

„Ich erbiete mich, in Begleitung mehrerer Andern sein Haus zu durchsuchen und zu sehen, wer darin versteckt ist," rief Lawrence.

„Nein, nein," riefen mehrere Stimmen.

Allerdings hatte man alles Vertrauen auf Brigham verloren, Lawrence aber war fast eben so unbeliebt.

„Ich zweifle nicht im mindesten," sagte Irene, „daß diese junge Dame, deren Abwesenheit Euch allen so unerklärlich erscheint, in der Wohnung dieses Heuchlers gefangen gehalten wird, und ich habe gute Gründe für das, was ich sage."

„Was sind dies für Gründe? Was sind dies für Gründe?" fragten die Zuhörer.

„Ich habe jetzt keine Zeit, die Sache ausführlich zu erzäh-

len, wenn Ihr aber Emily zu finden wünscht, so folgt meinem Gatten und durchsucht dieses Haus."

Während dieser Scene stand Brigham da und der Ausdruck seines Gesichts verrieth erst Ueberraschung, dann Furcht und dann Zorn. Zwei oder Drei schienen Lust zu haben, Irenens Antrag, sein Haus zu durchsuchen, zu unterstützen, obschon die Einflußreichsten der Verübung einer solchen Gewaltthat offenbar abgeneigt waren. Er war ein geschickter Physiognomiker und der Ausdruck der ihn umgebenden Gesichter entging ihm durchaus nicht. Er beschloß daher, die von Irene ausgesprochenen Beschuldigungen als das Rasen einer Wahnsinnigen zu betrachten, und wendete sich zu einem seiner Freunde und vertrauten Rathgeber, den er ersuchte, dieses plötzlich wahnsinnig gewordene Weib in seine Obhut zu nehmen. Diese Aufforderung, die in einem Tone geschah, der laut genug war, um die Aufmerksamkeit aller Versammelten auf sich zu ziehen, bewog Alle, sich umzusehen, und mehrere Frauen kreischten bei dem bloßen Gedanken, daß sie sich in der Nähe einer Wahnsinnigen befänden.

„Wer ist es?" rief Irene; „wen meint er?"

„Euch selbst," rief Hyde, der vertraute Freund Brigham's, „kommt mit mir."

„Mit Euch? Ich bin nicht wahnsinnig."

„Aber Ihr sprecht wie eine Wahnsinnige — man muß Euch in Gewahrsam bringen," entgegnete er.

Irene, die wenig Muth oder Entschlossenheit besaß, war außer sich vor Erstaunen und Bestürzung. Alles, was sie jemals von engen Zellen, Zwangsjacken, Ketten und anderem Irrenhausapparat gehört, durchzuckte ihre Erinnerung, während sie sich kreischend an Lawrence anklammerte und ihn bat, sie zu retten.

„Niemand, der recht bei Sinnen ist, würde jemals einem so unwahrscheinlichen und unerklärlichen Verdacht Raum geben. Es ist mir schon vor einiger Zeit offenbart worden, daß sie wahnsinnig sei, obschon ich erst heute den Beweis davon erhalten habe," sagte Brigham so kaltblütig und ruhig, als ob nicht das Mindeste geschehen wäre.

„Führe mich nach Hause," sagte Irene, sich an Lawrence anklammernd. „Führe mich nach Hause."

„Ja, führt sie nach Hause," sagte Brigham in gebieterischem Tone, „und verwahrt sie dort. Man merke sich aber, daß ich ihre Beleidigungen weder übersehen, noch vergessen werde, und wenn sie sich mir wieder in den Weg stellt und mich noch ein einziges Mal mit solchen Worten zu verleumden sucht, so soll Ihr etwas widerfahren, worüber sie sich verwundern wird."

Irene eilte zitternd davon.

Mrs. Bradish konnte, so innigen Antheil sie auch an Emily nahm, sich doch über diesen eigenthümlichen Vorfall eines herzlichen Gelächters nicht enthalten.

„Was meinen Sie zu Irenens Verdacht?" sagte ich zu ihr an demselben Abend, als wir wieder von Emily sprachen.

„Was meinen Sie?" fragte sie dagegen.

„Nun, scheint es Ihnen nicht, als ob Irenens Muthmaßung möglicherweise richtig sein könnte?"

Sie nickte bejahend.

„Mir scheint es so und Alles trägt dazu bei, den Verdacht zu bestärken," sagte ich.

„Ich würde mich durchaus nicht wundern, wenn Emily in seinem Hause gefangen gehalten würde," sagte Mrs. Bradish.

„Ich auch nicht," entgegnete ich.

„Ich habe erst vor Kurzem daran gedacht," sagte Mrs.

Bradish, aber seine Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit berechtigen zu diesem Verdacht."

„Eben so wie seine Einwendungen gegen ihre Aufsuchung, so wie die fortwährend wiederholten Versicherungen, daß sie wohl und geborgen sei."

„Ich habe große Lust, die Sache selbst zu unternehmen," sagte Mrs. Bradish. „Wenn er Emily irgendwo versteckt hält, so wollte ich sie bald wieder an's Tageslicht bringen."

„Wie so?"

„Er hat viele Weiber und einige von diesen müssen etwas von ihr wissen. Durch eine geschickt eingeleitete Intrigue könnte man, glaube ich, das ganze Geheimniß enthüllen."

„Das ist sehr wahrscheinlich."

„Ich glaube sogar, es läßt sich nicht bezweifeln," entgegnete sie. „Morgen gedenke ich die Operation zu beginnen."

Ich konnte nicht umhin, sie überrascht anzusehen. Sie war stets eine Vertheidigerin der Polygamie gewesen und hatte auch nie die geringste Sympathie oder Theilnahme für die Opfer dieser Unsitte zu erkennen gegeben. Vielleicht las sie meine Gedanken in meinen Mienen oder fühlte selbst diesen Widerspruch in ihrem Wesen.

„Emily," sagte sie, dicht an mich heranrückend, „ist stets meine geliebte und werthgeschätzte Freundin gewesen und Anna Bradish setzt ihren Stolz darein, daß sie niemals vergißt, denen Gutes zu thun, von welchen sie Gutes erfahren hat."

„Das ist also die Regel, nach welcher Sie verfahren?"

„Die Regel, nach der ich verfahre, ist, stets die Menschen gerade so zu behandeln, wie sie mich behandeln. Wenn sie mich gut behandeln, so werde ich ihnen womöglich stets noch besser begegnen, wenn sie mich aber beschimpfen oder beleidi-

gen, so verspreche ich nicht, welche Begegnung sie dagegen von mir erfahren."

„Dann verfahren Sie also nicht nach der goldenen Regel?"

„Die silberne ist für mich schon gut genug," antwortete sie lachend.

„Und worin besteht diese?"

„Nun, habe ich es Ihnen nicht schon gesagt? Man muß die Leute so behandeln, wie man von ihnen behandelt wird."

„Ist Brigham Ihnen übel begegnet?" fragte ich.

„Seine Begegnung ist nicht die freundlichste gewesen."

„Aber ich glaubte, Sie wären die besten Freunde."

„Das waren wir auch eine Zeit lang, sind es aber jetzt nicht mehr."

„Das ist aber seltsam."

„Sie wissen, Mrs. Ward," bemerkte sie, nachdem sie einen Augenblick lang nachgedacht, „daß der Mormonismus fortwährend in neue Phasen tritt. Unter der Herrschaft Smiths hatten wir Träume, Prophezeihungen und Wunder. Geistige Frauen waren gleichfalls an der Tagesordnung. Seitdem sind die charakteristischen Kennzeichen unserer Religion Polygamie und Offenbarungen. Nun ist mir schon längst eingefallen, daß die absolute geistliche und weltliche Macht, welche der Anführer und das Oberhaupt unserer Kirche ausübt, recht wohl von einer bejahrten und erfahrenen Frau getheilt werden könne, deren Mäßigung und Urtheil kaum verfehlen würde, eine glückliche Wirkung auf die Rathschläge ihres Genossen zu äußern. Smith war diesem Plane günstig. Er schlug ihn mir sogar als ich zögerte, als Verlockung vor, mich mit seiner Kirche zu vereinigen. Denn, sagte er mit schlichten Worten, die Schwester, welche die größten Opfer bringt, welche das

meiste Eigenthum der Sache des Glaubens widmet und die eifrigste Anhänglichkeit an den Tag legt, würde natürlich auf diesen Posten erhöht werden. Ich bin von Natur ehrgeizig, und lieh daher seinen schmeichelhaften Eröffnungen ein williges Ohr, verließ meine Freunde, entsagte meinen Grundsätzen und machte mich in mehr als einem Falle zum Mitschuldigen seiner Laster, blos um künftig einmal seine Autorität zu theilen. Sein Tod schloß die Möglichkeit eines solchen Triumphes aus und obschon die Umstände mich des Vorrechts beraubten, bei der Wahl seines Nachfolgers mit thätig zu sein, so zweifelte ich doch nicht, daß meine Ansprüche anerkannt und der ausgesprochene Vorsatz des verstorbenen Heiligen gebührend respectirt werden würde. Ueberdies wissen Sie auch, daß Brigham selbst seine Verbindlichkeiten gegen mich anerkannte und mir demzufolge seine Hand antrug."

„Die Sie auch angenommen haben würden, wenn Sie gewünscht hätten, seine Autorität zu theilen."

„Da irren Sie sich abermals. Nach dem Gesetzbuche der Mormonen kann ein Weib keine Autorität haben, weil ihre Existenz in der ihres Gatten sich auflöst. Mir beliebte es aber nicht, meine Persönlichkeit einem so ausgezeichneten Manne, wie unser Prophet ist, zu opfern. Wohl aber unterrichtete ich ihn vor einigen Tagen von meinen Erwartungen und die ältesten Häupter der Kirche waren meinem Plane sehr günstig."

„Und was sagte er?"

„Er begann eine lange Tirade über die Untauglichkeit der Frauen zur Autorität und rieth mir, der Bestimmung der Natur treu zu bleiben, nämlich einen Mann zu nehmen und Kinder zu gebären. Kann man sich wohl etwas Beleidigerendes denken?"

„Für manche Frauen wäre es ein guter Rath gewesen."

„Aber ich bin nicht wie andere Frauen. Er weiß das, Sie wissen es und Jedermann weiß es. Mich hätte er nicht in Angst setzen können, wie er gestern Irenen, die alberne Thörin, schreckte,“ und sie lachte bei der Erinnerung an Irenens Schrecken. „Im Grunde genommen ist er ein schlauer alter Fuchs,“ hob sie wieder an, „aber zu überlisten ist er auch noch.“

Einundvierzigstes Kapitel.

Differenzen.

Da Harmer's Abwesenheit länger dauerte, als man erwartet hatte, so begannen Viele von uns Besorgnisse um ihn zu hegen. Brigham nahm jedoch die Sache sehr gleichgültig und bemerkte blos, daß die, welche sich blos auf ihre eigne Klugheit verließen, den Segen Gottes schwerlich erwarten könnten. Harmer hatte nämlich eben so wenig als einer von seinen Begleitern den Propheten zu Rathe gezogen und dies war in den Augen dieses Mannes ein Verbrechen. Da ein Tag nach dem andern verging und die Vermißten nicht wiederkamen, so ward vorgeschlagen, ihnen eine Expedition nachzusenden. Dies kam unserm Propheten zu Ohren und er untersagte die Expedition zum nicht geringen Verdruß der Männer.

„Sie sind ohne uns ausgezogen und trotzten auf ihre eigene Stärke,“ lautete seine charakteristische Antwort, „mögen sie nun auch auf dieselbe Weise zurückkehren.“

Mrs. Bradish bemühete sich mittlerweile, sich bei Brighams Frauen einzuschmeicheln. Dies war ein schwieriges Un-

ternehmen. Die Zahl dieser Frauen hatte sich von drei bis auf zwanzig vermehrt. Sie gehörten verschiedenen Alters- und Bildungsstufen an und Mrs. Bradish bedurfte ihres ganzen Taktes, besonders da sie nicht zu ermitteln vermochte, welche von diesen Frauen die Günstlingin und Vertraute des Oberhauptes war.

„Alle meine Hoffnungen sind darauf gerichtet, daß ich eine wichtige Stellung in der Kirche einnehme," sagte sie eines Tages zu mir. „Dafür lebe und handle ich. Brigham ist mir verächtlich begegnet und hat mich beleidigt, aber er soll meine Macht fühlen, wenn er sie am wenigsten erwartet. Er verliert immer mehr Freunde. Ich wünsche dieselben zu gewinnen. Diesen Zweck habe ich schon in gewissem Grade erreicht. Wenn es mir gelingt, Emily ausfindig zu machen und in Freiheit zu setzen, so wird Harmer mir vielen Dank schuldig sein — Glauben Sie das nicht?"

„Allerdings glaube ich das, aber an Harmer's fortwährende Abwesenheit knüpft sich jedenfalls ein Geheimniß. Nachdem Emily gefunden ist, wird man Harmer aufsuchen müssen."

„Viele der Gemeindeältesten sind meinem Plane günstig," hob Mrs. Bradish wieder an. „Sie sagen selbst, es müsse auf jeden Fall eine Frau sich mit an der Regierung betheiligen. Lawrence ist dieser Idee sehr günstig gestimmt."

„Aber dieser würde Irenen zu dieser Stellung erheben wollen."

„Nein, Irene ist jetzt sein Weib und könnte deshalb nicht seine Genossin in dieser Eigenschaft sein."

„Weiß sie das?"

„Ich glaube nicht, daß sie jemals daran gedacht hat," sagte Mrs. Bradish, „aber ich habe daran gedacht. Sie wissen," fuhr sie fort, „oder Sie mögen es nun wissen oder nicht,

so ist es nichtsweniger Thatsache, daß die Anführer der Mormonen hier eine befestigte Stadt zu bauen beabsichtigten, welche der Mittelpunkt eines Königreichs sein soll, über welchem die Aeltesten mit Autorität herrschen werden. Der erste derselben soll souverainer Pontifex sein und die Functionen eines Königs und Priesters sollen von einer Person, oder nach meiner Berechnung von zweien, einem Mann und einer Frau, ausgeübt werden, welche die königliche Würde zwischen sich theilen."

„Aber haben Sie wirklich Hoffnung, diesen abenteuerlichen Plan durchzusetzen?"

„Wir haben die positive Gewißheit des Gelingens, das heißt, wenn wir die nothwendige Einigkeit herbeiführen können."

„Das wird eben die Schwierigkeit sein. Die Hälfte der Männer in Utah wird nach der Stellung eines Anführers trachten, während sehr wenige geneigt sein werden, zu dienen und zu gehorchen, und demzufolge werden ihre Kräfte sich zersplittern. Jeder Candidat wird an der Spitze einer Partei stehen und diese Parteien werden sich auf Tod und Leben bekämpfen. Es ist eine Thorheit von den Gründern des Mormonismus, eine Trennung von der Regierung der Vereinigten Staaten zu beabsichtigen. Die Sache ist moralisch unmöglich. Diese Regierung beansprucht, wie Sie recht wohl wissen, das ganze Gebiet als Staatseigenthum und übt das Oberaufsichtsrecht über die Stämme der Indianer."

„Dieses Recht der Oberaufsicht aber haben die Indianer niemals anerkannt," sagte sie mich unterbrechend.

„Es macht wenig Unterschied, ob sie es anerkennen oder nicht, da sie ja nicht die Mittel zu erfolgreichem Widerstande haben," antwortete ich.

„Diese Mittel werden ihnen geliefert werden," sagte sie. „Ich wiederhole nochmals, wir brauchen zu unserm Erfolge weiter nichts als Einigkeit unter uns selbst."

Und diese ist eben am allerschwierigsten herbeizuführen," antwortete ich.

„Und übrigens hat die Regierung zu Washington Utah als ein Gebiet der Union anerkannt und betrachtet es als unter den für die übrigen Gebiete gültigen Gesetzen stehend."

„Woraus hervorgeht, daß die Regierung von Washington von uns und unsern Absichten nicht viel weiß."

„Oder daß sie wenig Rücksicht darauf nimmt."

Ein Ausdruck fast des Zornes flog über ihr Gesicht und sie sagte:

„Wir sind unser zu Viele, als daß man uns verachten könnte."

„Allerdings, und dennoch ist im Vergleich mit der ganzen Union die Kraft von Utah so gut wie gar nichts. Höchstens könnten Sie Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten anstiften. Sie könnten vielleicht einige Auswanderergesellschaften abschneiden und die Grenzen beunruhigen; aber was könnten Sie weiter thun?"

„Das kommt auf die Umstände an."

„Nicht ganz. Stärke ist der Schwäche unter allen Umständen überlegen."

„Sie sind nicht hinreichend von unsern Umständen unterrichtet, um einen richtigen Begriff von unserer Stärke zu haben," entgegnete sie. „Indessen wir werden uns in diesem Punkte schwerlich einigen und es wird daher am besten sein, wenn wir dieses Thema fallen lassen."

Bald darauf verließ mich Mrs. Bradish, um auf spezielle Einladung einer Versammlung der Häupter der Kirche beizu-

wohnen. Ich hatte die Anführer der Mormonen schon längst im Verdacht der Untreue gegen die Bundesregierung gehabt. Ich wußte wohl, daß der ganze Glaube und das Gesetzbuch der Mormonen mit dem Geiste des Republikanismus in Widerspruch stand, daß ihr Lieblingssteckenpferd eine Theokratie und ihre bewundertsten Charaktere die des Königs und des Priesters waren. In wie weit dies sie zu offenen Thaten der Feindseligkeit gegen die Regierung führen würde, mußte die Folge lehren.

Mr. Ward hatte der Versammlung beigewohnt. Er war auf ungewöhnlich guter Laune und meiner Gewohnheit ganz entgegen fragte ich, was Gegenstand der Verhandlung gewesen sei.

Er lächelte und antwortete, ich würde bald das Ergebniß dieser Berathung sehen, denn man habe den Beschluß gefaßt, eine Pulver- und Waffenfabrik zu bauen.

„Und wer soll denn der Eigenthümer dieser Fabriken sein?"

„Die Kirche."

„Und wo sollen die Arbeiter herkommen?"

„Diese werden nächsten Monat erwartet. Unser Glaube wirkt überall Wunder," fuhr er fort, „und aus den neuesten Berichten ersehe ich, daß nur wenige von den Gläubigen auswandern. Es wird nicht lange dauern, so haben wir in allen größeren Städten Mormonenkirchen. Dies halte ich für sehr wünschenswerth."

„Warum dies?"

„Frauen darf man nicht alle Geheimnisse anvertrauen," antwortete er lachend.

Da ich es nicht für angemessen hielt, ihn weiter auszufragen, so blieb das Gespräch hierbei stehen.

Mr. Ward war in der Regel sehr zurückhaltend. Viel-

leicht hielt er es für nothwendig, so zu sein. Er wußte recht wohl, daß meine Anhänglichkeit an ihn das einzige Band war, welches mich an den Mormonismus fesselte, und demzufolge konnte er mir nicht wohl die Privatangelegenheiten der Kirche anvertrauen. Dennoch aber konnte er mich nicht verhindern, zu sehen und zu begreifen, daß hier Vieles geschah, was keine civilisirte Staatsgemeinde billigen konnte.

Die Mormonen waren nach Utah ausgewandert, um, wie sie erklärten, der Aufsicht und dem Einflusse der Gesetze enthoben zu sein, welche in den Vereinigten Staaten gültig sind. Sie wünschten keinen Verkehr mit den Heiden oder denen zu haben, welche keine Tugend in der Vielweiberei, nichts Schönes in der Sclaverei der Frauen und keine politische Consequenz in einer Regierung sehen konnten, die von einer einzigen Person in der Eigenschaft als König und Priester verwaltet ward. Demzufolge läßt ihr Aerger sich besser denken als schildern, als plötzlich der Ueberlandweg nach Californien durch ihr Gebiet geführt ward und lange Züge von Auswanderern und Reisenden durchkamen und lange bei ihnen verweilten. Natürlich betrachteten sie diese Reisenden als ungebetene Gäste und da sie allerdings so Manches hatten, was sie zu verbergen wünschten, so ist es nicht zu verwundern, wenn jede Frage und die geringste Spur von Neugier als ein Beweis von Spionage betrachtet ward. Da sie aber wohl wußten, daß jede Kundgebung von Feindseligkeiten jetzt noch verfrühet sein und wahrscheinlich zur Vereitelung ihrer Absichten führen würde, so behandelten sie diese Gäste mit kalter aber würdevoller Gastfreundschaft, obschon es gewiß ist, daß man Maßregeln verabredete, um die Fluth der Auswanderung in einen andern Kanal zu lenken.

Etwas, was ihnen ganz besonders mißfiel, war die Auf-

stellung von Militairposten durch die Vereinigten Staaten und die gelegentliche Nähe der zur Armee gehörigen Truppen und Offiziere. Mr. Ward und Mrs. Bradish waren beide sehr aufgebracht darüber und beide erklärten, es müsse der Sache Einhalt geschehen, obschon ich selbst damals noch ein solcher Neuling im Mormonenthum war, daß ich keine Ahnung von den Mitteln hatte, welche man dazu anzuwenden gedachte.

Unter den Mormonen befanden sich zu jener Zeit sehr viele würdige, achtbare Männer und Frauen, welche durch das Verlockende dieser Religion veranlaßt worden waren, sich dazu zu bekennen, ohne recht zu verstehen, zu welchen Folgen diese Theorien endlich führten. Dies waren größtentheils ruhige, gutgesinnte Bürger, die keinen Antheil an den Geschäften der Kirche nahmen und nichts von den Absichten ihrer Anführer wußten. Aber es gab auch Leute von ganz anderer Art unter unserer Gemeinde. Einige davon waren bereitwillige Werkzeuge zur Ausführung jedes, wenn auch noch so verruchten Plans.

Diese waren Leute ohne alles Vermögen und größtentheils auch ohne Familien, alte Junggesellen, deren Jugend in Verhältnissen und Verbindungen verlebt worden war, welche ihnen das Heirathen unmöglich machten, oder Ausreißer und bestrafte Verbrecher, die zum Mormonismus übergegangen waren, um nur wieder in menschlicher Gesellschaft leben zu können. Schaaren von diesen Leuten, zehn bis fünfundzwanzig an der Zahl, pflegten auszuziehen, angeblich in der Absicht, um zu jagen, obschon sie nur selten erlegtes Wild mit heimbrachten.

Lange Zeit hatte ich keinen Argwohn in dieser Beziehung, endlich aber achtete ich doch darauf.

„Diese Leute haben auf der Jagd nicht viel Glück," sagte

ich eines Tages zu Mrs. Bradish, als die Schaar, von einer Expedition zurückkehrend, an unsern Fenstern vorüberzog.

„Glauben Sie nicht?“ entgegnete Mrs. Bradish mit bedeutsamem Lächeln.

„Ich sehe ja kein erlegtes Wild.“

„Wahrscheinlich haben sie es liegen lassen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Wirklich nicht? Nun, es macht nichts aus und es ist vielleicht eben so gut, wenn Sie mich nicht verstehen.“

Mit diesen Worten wendete sie sich ab.

„Mir scheint es, als wären diese Männer Räuber und Meuchelmörder. Ich glaube, ihr Handwerk ist ein blutiges und sie sind in der That die vermeinten Indianer, über welche die Auswanderer sich beklagt haben.“

Mrs. Bradish gab keine Antwort, sondern ging langsam in der Stube auf und ab.

„Der Verdacht scheint zu entsetzlich, um nur einen Augenblick lang gehegt zu werden, und dennoch bin ich nicht im Stande, mich seiner zu entschlagen,“ fuhr ich fort, indem ich ihr unverwandt ins Gesicht blickte.

Sie trat dicht an mich heran — so dicht, daß ihr Hauch meine Wange berührte.

„Traten Sie nicht gestern eine Spinne todt?“ fragte sie.

„Allerdings that ich das,“ sagte ich überrascht.

„Und warum thaten Sie dies?“

„Weil mir das Insect in den Weg kam.“

„Aber Sie gehen gewiß nicht in die Wälder und Felder hinaus, um Spinnen aufzusuchen und sie zu vernichten. Sie befassen sich nicht mit ihnen, wenn sie nicht in Ihr Bereich kommen.“

„Allerdings nicht.“

„Aber wenn diese Thiere in Ihr Bereich kommen, so halten Sie es gewiß für erlaubt, sie zu beseitigen?"

„Allerdings."

„Wohlan, das ist gerade der Fall mit uns. Wir sind ausdrücklich hierhergezogen, um allein zu sein, aber diese Leute folgen uns nach, dringen uns ihre Gegenwart auf und suchen unsere Pläne zu erkunden, um sie zu verrathen. Nun bin ich der Ansicht, daß wir vollkommen das Recht haben, uns frei zu machen, wenn wir können, und unsere Feinde verschwinden zu lassen, oder mit einem Worte sie gerade so zu behandeln, wie Sie Schlangen, Spinnen und anderes giftiges Gewürm behandeln."

„Aber zwischen Gewürm und Menschen ist doch wohl ein Unterschied?"

„Gewürm und Menschen sind beide von einer und derselben Hand geschaffen. Es ist der Wille Gottes, daß beide leben sollen. Wenn Sie einem Insect das Leben nehmen, so handeln Sie der Absicht des Schöpfers eben so zuwider, als wenn Sie einem Menschen das Leben nehmen."

Ich wußte nichts mehr zu entgegnen, war aber nicht überzeugt.

Jetzt, wo mir die Augen allmälig aufgingen, nahm ich alltäglich viele Dinge wahr, welche mich überzeugten, daß im Mormonenthum weit mehr vorging, als ein richtiger Beobachter deuten oder richtig beurtheilen konnte. Die Fabriken zur Herstellung von Schießpulver und Feuerwaffen waren im Baue begriffen, obschon drei Viertel der Einwohner in Utah von der Bestimmung dieser Bauwerke nichts wußten. Die Auswanderer ahnten vollends gar nichts davon.

Eines Tages kam eine Gesellschaft Auswanderer an, nachdem fast unmittelbar vorher eine Abtheilung der Jäger zurück-

gekehrt war. Die Auswanderer waren überfallen und mißhandelt, mehrere ihrer Thiere getödtet und die Männer verwundet worden. Sie bivouakirten in der Nähe unseres Hauses und da Mr. Ward mir mitgetheilt hatte, daß sie aus der Gegend des Staates New-York kämen, wo ich früher gewohnt hatte, so beschloß ich, ihnen Abend einen Besuch zu machen.

Diese Auswanderer waren, wie wohl zu beachten ist, keine Mormonen, sondern Reisende auf dem Wege nach Oregon oder Californien. Ich traf unter ihnen eine sehr freundliche und redselige Dame, welche mir viele interessante Nachrichten über meine Freunde mittheilte und auf meinen Wunsch die Ereignisse erzählte, welche mit dem eben erwähnten Ueberfall zusammenhingen. Als besonders auffällig betrachtete sie die Thatsache, daß die Indianer englisch gesprochen hatten.

„In der Regel verstehen diese Leute doch unsere Sprache nicht, nicht wahr nicht?“ fragte sie auf so unschuldige, harmlose Weise, daß ich mich in meinem Innern der Gemeinschaft mit solchen Ungeheuern schämte, für welche ich unsere Leute nun halten mußte. Indessen bekämpfte ich meine Gefühle und antwortete:

„In der Regel nicht.“

„Das dachte ich mir auch,“ entgegnete sie. „Ueberdies klingen die Stimmen der Indianer ganz anders, als die weißer Menschen, wogegen diese Leute gerade so mit einander sprachen, wie wir es unter einander gewohnt sind. War das nicht sonderbar?“

„Wahrscheinlich hatten sie durch die Militairposten Englisch gelernt,“ meinte Mr. Ward.

„Oder es waren verkleidete Weiße,“ entgegnete der Gatte der Dame.

Ich bemerkte, daß Mr. Ward ihn mit seinem durchdrin-

genden Blicke betrachtete. Wahrscheinlich zufriedengestellt sagte er:

„Das ist sehr unwahrscheinlich; die Indianer aber werden so feindselig, daß ich mich wundere, warum die Auswanderer fortwährend diese Straße verfolgen.“

„Weil sie keine andere finden, wo die Berge und Flüsse zu passiren wären,“ antwortete der Fremde; „man hat schon vielfach andere Straßen versucht, aber ohne Erfolg.“

„Aber dennoch muß es noch einen Weg geben; nur wird es schwer sein, ihn zu finden.“

Der Fremde lächelte schmerzlich.

„Die weißen Menschen,“ sagte er, „ziehen eine bekannte Straße vor und wollen lieber bekannte Gefahren bestehen als unbekannte.“

„Was für liebenswürdige Leute!“ sagte ich zu Mr. Ward. „Es ist wirklich seltsam, daß die Indianer in der Zeit so feindselig geworden sind.“

„Ja, allerdings ist es sonderbar. Indessen, es hilft nichts, die Auswanderer müssen eine neue Straße wählen und die amerikanischen Offiziere auch. Wir können kein Spionirsystem in unserer Mitte dulden.“

„Sind denn amerikanische Offiziere hier gewesen?“

„Hier gerade nicht, aber ziemlich in der Nähe. Die Indianer haben sie abgelauert und ermordet.“

„Aber wie kommt es, daß sie niemals die Mormonen überfallen?“

„Die Brüder stehen unter dem Schutze des Himmels.“

Mit dieser Antwort war natürlich die Frage entschieden.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Eine neue Gattin.

Wenn die Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen einer Gegend den Vorrang vor andern verliehe, so würde Utah ganz gewiß einen hohen Standpunkt eingenommen haben.

Die verschiedensten Ansichten und Meinungen wurden eifrigst besprochen. Eine Menge Pläne zur Vergrößerung der persönlichen und kirchlichen Macht wurden ausgebrütet. Projecte in Bezug auf ein Bündniß mit den Indianern, um dadurch die Maßregeln der Regierung von Washington zu bekämpfen, bildeten ein Lieblingsthema.

Während aber diese Beschäftigungen die Zeit und die Aufmerksamkeit derer in Anspruch nahmen, welche nach der kirchlichen Autorität trachteten, war eine andere Klasse mit gleichem Eifer mit Heirathsangelegenheiten beschäftigt. Der nicht am wenigsten auffällige Umstand bei dieser Sache war, daß die Bräutigame größtentheils Männer von mittlern Jahren waren und schon mehre Frauen und eine Menge Kinder besaßen.

Mr. Slocomb war ein wohlhabender Einwohner der Vereinigten Staaten und Besitzer einer schönen, mit einem zahlreichen Viehstande versehenen Farm, Gatte einer fleißigen, klugen Hausfrau und Vater mehrerer Knaben in einem Alter von zwei bis zwölf Jahren gewesen. Mr. Slocomb war aber

seit mehreren Jahren von der Auswanderungsmanie ergriffen worden. Wie die meisten Menschen, denen es in der Welt wohl geht, war er unzufrieden, nicht mit dem, was er hatte, sondern weil es einige Dinge gab, die er noch nicht hatte. Er träumte von einem großen Besitzthum von fünfhundert oder tausend Acker, welche zu gleichen Theilen auf seine Knaben vererbt werden könnten, denn es war sein Ehrgeiz, jedem derselben einmal ein größeres Gut hinterlassen zu können, als er jetzt besaß.

Mrs. Slocomb widersetzte sich seinen Auswanderungsplänen sehr lange. Sie hing an ihrer Heimath und an ihren Freunden, sie setzte einen großen Werth auf Schule und Kirche und glaubte, man könne das Glück genießen, ohne so weit darnach zu gehen. Obschon aber tugendhaft und rechtschaffen und überhaupt in moralischer Beziehung ausgezeichnet, besaß sie doch eine Schwäche, nämlich eine ungemeine Leichtgläubigkeit in religiösen Dingen. Wäre eine Chinese oder ein Muselmann in ihre Nähe gekommen und hätte ihr seine religiösen Lehrsätze vorgepredigt, so wäre zehn gegen eins zu wetten gewesen, daß er an ihr eine eifrige Zuhörerin und endlich eine Gläubige gefunden haben würde, so weit nämlich diese neuen Lehrsätze ihren vorgefaßten Begriffen von Moral und Recht nicht widersprochen hätten. Sie war eine eifrige Anhängerin der Lehren der zweiten Adventisten gewesen, aber das Nichteintreffen ihrer Prophezeiungen erschütterte ihren Glauben, bis endlich die Mormonen kamen. Diese hatten für sie viel Anziehendes. Sie lud sie in ihr Haus ein und hörte mit Verwunderung und Leichtgläubigkeit auf ihre hochtrabenden Schilderungen des gelobten Landes.

Mr. Slocomb schlug sofortige Auswanderung vor, die Mormonen vereinigten ihre Bitten mit den seinen und sie gab

dem Drängen eines enthusiastischen Fanatismus nach. Aber selbst in Utah und trotz des Eifers ihres Glaubens bewahrte sie viele ihrer alten Gewohnheiten und ihre strengen moralischen Grundsätze. Ueberdies gehörte sie zu Denen, welche durch den Umgang mit Menschen, die ihnen nicht zusagen oder die sie als lasterhaft betrachten, gleichsam angesteckt zu werden fürchten. Von der Vielweiberei hatte sie nie etwas gehört, bis sie in dem Lande der Heiligen ankam, wo dann ihre Ueberraschung und ihr Entsetzen unaussprechlich waren.

Sie begaben sich direct in das Haus eines Bruders, dessen inniger Glaube und Eifer ihm im Osten einen ehrenvollen Ruf erworben hatten. Er empfing sie sehr freundlich, bat sie, es sich in seinem Hause bequem zu machen und stellte ihnen Mrs. Bee vor, eine stattliche, würdevolle Frau mit einem Kind auf dem Arm. Eben begrüßten sie sich noch gegenseitig, als der gute Bruder ihre Aufmerksamkeit auf einen viel jüngere Dame lenkte, die auch ein Kind hatte, und welche er ebenfalls Mrs. Bee nannte. Gleich darauf trat eine dritte ein, die noch jünger aussah, sich aber anscheinend in interessanten Umständen befand und Mrs. Bee ward nochmals vorgestellt.

Mrs. Slocomb kam auf die Vermuthung, daß entweder der Bruder nicht recht bei Sinnen sei oder daß sie träume. Andere Damen kamen nach einander herein, bis nicht weniger als fünfzehn beisammen waren, welche den erstaunten Gästen sämmtlich als Mrs. Bee vorgestellt wurden.

Zu höflich um zu fragen, saß Mrs. Slocomb zweifelnd und verlegen da. Es war unmöglich, daß alle diese Frauen die Schwestern oder Töchter waren, oder daß sie Mistreß für Miß verstanden hätte. Eben so unmöglich war, daß er so viele Brüder haben sollte, deren Frauen in seinem Hause wohnten.

Als die Stunde zur Mahlzeit herankam und die Menge Kinder sich hereindrängte, stieg Mrs. Slocomb's Neugier immer höher. Sie bemerkte, daß die meisten dieser Kinder augenscheinlich vernachlässigt waren, Gesicht und Hände schienen niemals mit Wasser in Berührung gekommen zu sein und die Haare hingen ihnen zerzaust um die Ohren. Viele der Knaben trugen, obschon acht bis neun Jahr alt, noch Kappen, während die Mädchen mit allem bekleidet worden zu sein schienen, was man eben zur Hand gehabt hatte. Obschon sie die verschiedenen Frauen mit „Mutter" anredeten, so bemerkte sie doch, daß sie alle Mr. Bee „Vater" nannten, was vielleicht aber auch blos aus Höflichkeit geschehen konnte. Es schien unter den Frauen wenig Herzlichkeit und Geselligkeit zu herrschen und es kam ihr vor, als ob die ganze Unterhaltung etwas Unnatürliches und Gezwungenes hätte.

Endlich fand sie eine ihr zusagende Lösung des Räthsels. Ohne Zweifel waren dies lauter Waisenkinder, welche Mr. Bee in seiner Menschenliebe bei sich aufgenommen, bis sie ein anderweites Unterkommen finden würden. Natürlich waren ihre Mütter arme Wittwen und was die Namen betraf, so konnte sie sich in diesen geirrt haben. Sie enthielt sich indessen jeder Bemerkung darüber, bis das Essen vorüber war, wo dann die Herren hinausgingen und obschon alle verschiedenen Fähigkeiten der Ueberraschung, des Erstaunens und der Entrüstung durch den offenkundigen Mangel an Allem, was Ordnung und Anstand bei Tische hieß, nach einander in Thätigkeit versetzt worden waren, so glaubte sie doch, daß in einem neuen Lande, hier an den äußersten Grenzen der Civilisation, es vielleicht gebräuchlich sei, alle Formalitäten und Ceremonien bei Seite zu setzen. Es schien ihr, als wäre bei dem Serviren des Tisches eine Menge unnützer Arbeit verrichtetet worden, weil

jede der Frauen that, was ihr gefiel, ohne auf Das, was die andern machten, Rücksicht zu nehmen. Eine, welche emsig beschäftigt gewesen war, die Teller auf den Tisch zu setzen, verließ auf einen Augenblick das Zimmer, worauf eine zweite an den Tisch trat, die Teller und das Tischtuch wieder wegnahm, sie wieder in den Schrank schloß und dann ein anderes Tischtuch und weit geringere Teller zum Vorschein brachte. Die erste trat wieder herein, um alle ihre Bemühungen vereitelt zu sehen, während ihr Aerger durch ein höhnisches Gelächter beantwortet ward. In der Küche schien derselbe Geist der Uneinigkeit zu herrschen. Anstatt einander zu helfen, schienen die Frauen einander blos zu hindern.

Mrs. Slocomb wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen konnte, denn sie vernahm in dem anstoßenden Gemach ein Getöse, welches wie Schlagen und Stoßen klang und eine der Frauen ging mit rothgeweinten Augen an dem Fenster vorüber.

Als das Essen aufgetragen war, drängte sich eine der jüngeren Frauen vorwärts, rannte eine andere, die ein Kind auf dem Arm trug, fast über den Haufen und setzte sich auf den Ehrenplatz oben an, während zwei andere, gerade die häßlichsten von der ganzen Zahl, einhergesprungen kamen und rechts und links neben Mr. Bee Platz nahmen. Er achtete wenig auf sie, sondern wünschte offenbar die Aufmerksamkeit seiner Gäste von ihrem durchaus nicht empfehlenswerthen Benehmen abzulenken.

Nun begann ein großer Wirrwarr mit den Kindern. Sich neben ihre Mütter drängend schrien die zerlumpten Kleinen nach Brod, Butter, Kartoffeln, Kuchen oder Milch. Wenn eins der Kinder mehr erhielt als das andere, so entstand Zank und Geschrei, welches gewöhnlich mit Schlägen endete.

Endlich ward der Wirrwarr und Tumult so groß, daß weder Wirth noch Gäste ihr eigenes Wort hören konnten. Mr. Bee stand bleich vor Zorn auf, holte aus einem Winkel einen großen Ochsenziemer, hieb tüchtig unter die Rotte hinein und räumte auf diese Weise das Zimmer.

„Habe ich Euch nicht so oft schon gesagt, die Kinder nicht hereinzulassen, während wir bei Tische sitzen?“ sagte er auf die Frauen blickend. Niemand antwortete und da Mr. Bee zu viel Lebensart besaß, um sich sein Mißfallen weiter merken zu lassen, so ging die Wolke vorüber. Da nur wenig Möglichkeit zu einer geselligen Unterhaltung in einem Hause vorhanden zu sein schien, wo so viele Kinder ihre Mahlzeit zu sich nahmen, so machte Mrs. Slocomb derjenigen von den Frauen, die ihrem feinerem Benehmen nach zu urtheilen an der Spitze des Haushalts stand oder doch stehen zu sollen schien, den Vorschlag, mit ihr einen Spaziergang zu machen.“

„Sehr gern,“ antwortete sie freundlich, „sobald nämlich meine Kinder mit Essen fertig sind. Wenn ich sie jetzt verlassen wollte, so würden sie nichts mehr bekommen. Es ist hier einmal Gebrauch, daß jede Frau ihre Kinder auf Kosten der andern versorgt.“

Immer mehr und mehr verwundert, wagte Mrs. Slocomb zu bemerken, daß allerdings keine große Verträglichkeit und Einigkeit im Hause zu herrschen scheine.

„Ja, davon ist allerdings hier nicht die Rede,“ antwortete die Eine; „hier muß jede für sich selbst sorgen.“

„Nun, sind sie denn Kostgängerinnen?“ fragte Mrs. Slocomb, „oder ist Mr. Bee ein Verwandter von Ihnen?“

Nun war die Reihe des Erstaunens an den Frauen.

„Kostgängerinnen! Ein Verwandter!“ riefen sie und sahen einander an.

Mrs. Bee trat vor, während ein Ausdruck schmerzlicher Verlegenheit aus ihren Mienen sprach.

„Unsere Freundin Mrs. Slocomb kennt die Sitten und Gebräuche von Utah nicht," sagte sie; „Diese Damen sind sämmtlich die Frauen meines Gatten, Mr. Bee. Der Mormonismus gestattet die Vielweiberei, eben so wie der alte Glaube Mosis."

Mrs. Slocomb stand vor Entsetzen und Erstaunen da wie angewurzelt. War es möglich, daß sie an einen solchen Ort gerathen war, daß die Religion, zu welcher sie sich bekannt, solche Gebräuche billigte, daß sie mit so tiefgesunkenen Frauen an einem und demselben Tische gesessen hatte? Ihre Nähe schien ihr eine Befleckung zu sein und sie betrachtete sie mit einem Blick des Mitleids und der Verachtung.

„Sie brauchen uns nicht so stolz anzusehen, Madame," sagte eine der Frauen in zänkischem Tone. „Sie werden schon selbst noch genug solche Genossinnen bekommen. Ich wette, daß Ihr Gemahl sich nicht mit einer Frau begnügen wird, eben so wenig als die andern Männer sich damit begnügt haben."

Mrs. Slocomb würdigte sie keiner Antwort, sondern verlangte rasch ihren Hut, sagte Mrs. Bee Lebewohl und verließ ohne weitere Umstände das Haus.

Mrs. Slocomb war eine eifrige Anhängerin des Instituts der Ehe, so wie es in den östlichen Staaten existirte und der Bygamist war nach ihrer Meinung eben so tadelnswerth, wie Jemand, der sich der Verbrechen schuldig macht, deren Nennung in anständiger Gesellschaft nicht erlaubt ist. Nach ihrer Ansicht war Mr. Bee's Haus nicht besser, als ein der Prostitution gewidmetes und sie fühlte sich gleichsam entehrt, daß sie die Schwelle dieses Hauses überschritten hatte. Sie

kam in einem Zustande außerordentlicher Aufregung zu mir und als ich sie nach der Veranlassung fragte, erzählte sie mir Alles, was sie gesehen und gehört.

„Und solche Scenen sind, wie ich leider sagen muß, unter uns sehr häufig."

„Wie bin ich getäuscht worden! Ich glaubte, der Mormonismus sei durch und durch Wahrheit, Schönheit und Reinheit. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß so etwas Empörendes hinter einer frommen Außenseite verborgen sein könnte. Aber wir müssen Utah verlassen! Niemals werde ich mich dazu verstehen, an einem Orte zu bleiben, wo solche Gebräuche geduldet werden."

„Aber Ihr Gatte?" bemerkte ich.

„Mein Gatte," entgegnete sie, „wird über solche Gebräuche eben so entrüstet sein, als ich selbst. Ich würde mich nicht wundern, wenn er noch entrüsteter wäre als ich — doch da kommt er."

Mr. Slocomb näherte sich dem Hause und seine gewöhnliche Heiterkeit schien einem auffälligen Nachdenken Platz gemacht zu haben.

„Warum bist Du denn so ohne Weiteres aus Bruder Bee's Hause fortgelaufen?" fragte er in halb heiterem, halb zornigem Tone.

„Nun das wirst Du wohl eben so gut wissen, als ich es Dir sagen kann. Mir scheint es eine Schande, daß ich jemals dieses Haus betreten habe. Ich darf gar nicht daran denken, daß ich mit solchen Frauen an einem Tische gesessen habe."

„Nun, mir schienen sie sehr artige Frauen zu sein und einige davon waren wirklich schön zu nennen," sagte Mr. Slocomb. „Mein Freund sagte mir, er habe sich nie glücklicher gefühlt. Die Sache hat einen so patriarchalischen Anstrich."

„Ist es möglich, daß Du einen so abscheulichen Gebrauch zu entschuldigen suchst?"

„Ich kann dabei wirklich nichts Abscheuliches sehen," sagte Mr. Slocomb und machte ein finsteres Gesicht.

Bald darauf kam Mr. Ward herein und die Herren begannen nun ein Gespräch über theologische Gegenstände, welches, wie solche Gespräche gewöhnlich zu enden pflegten, sich zuletzt um die Polygamie drehete. Mr. Slocomb betrachtete die neue Einrichtung unverkennbar mit günstigen Augen.

„Sie sehen," sagte ich beiseite zu seiner Gattin, „daß Ihr Gatte ganz andere Meinungen hegt, als Sie erwarteten."

Sie nickte mit dem Kopfe und weinte. „Man kann niemals wissen, wessen die Männer fähig sind, wenn sie in Versuchung kommen," bemerkte ich.

Mrs. Slocomb gab mir ihre Zustimmung wieder auf dieselbe Weise zu erkennen.

Trotz der Wünsche seiner Gattin weigerte sich Mr. Slocomb, Utah zu verlassen. Die Leute und der Ort sagten ihm ganz gut zu, wie er meinte, und weshalb sollte er wieder weiter ziehen, blos um der Launen und Grillen eines Weibes willen? Ben war sein vertrauter Freund und Rathgeber und gerade vierzehn Tage nachdem sie sich in der Salzseestadt niedergelassen, führte Slocomb sein zweites Weib heim.

Mrs. Slocomb betrachtete sie natürlich als eine Eindringlin. Sie machte aus dieser Meinung kein Hehl und nach wenigen Tagen waren die beiden Frauen Todfeinde. Die Knaben ahmten ihrer Mutter nach und die neue Gattin ward der Gegenstand vieler Bemerkungen, die jedenfalls eher boshaft als witzig zu nennen waren. Mrs. Slocomb hing mit blinder Liebe an ihren Kindern und seit der zweiten Verheirathung ihres Gatten schien diese Verblendung sich noch ge-

steigert zu haben. Sie suchte den Grund der Ungezogenheit der Knaben in der Liebe zur rechten Mutter und in dem Unwillen über die Zurücksetzung, welche ihr angethan worden.

Wenn sie sich daher auch über die Hohnreden, welche die Knaben der zweiten Gattin anzuhören gaben, nicht gerade freuete, so war sie doch auch damit nicht unzufrieden.

Nach dem Gesetzbuch der Mormonen ist die Ehefrau, welche das Kind einer andern züchtigt, einer schweren Strafe ausgesetzt.

Elisabeth, so hieß die zweite Frau, wußte dies und enthielt sich, den Knaben auch nur einen Verweis zu ertheilen, als ihre Geduld aber erschöpft war, beschwerte sie sich bei Mr. Slocomb. Er hörte sie ruhig an und drohete den Knaben mit einer derben Züchtigung, da sie aber wußten, daß sie bei ihrem Vater sehr gut standen, so machten sie sich aus dieser Drohung nicht viel und ihr Benehmen blieb dasselbe.

„Warum hältst Du die Knaben nicht zu einem anständigeren Benehmen an?“ sagte eines Tages Mr. Slocomb zu seiner Frau. „Elisabeth beschwert sich fortwährend über sie; ich habe die Sache wirklich satt.“

„Du hast es satt?“ fragte Mrs. Slocomb, indem sie ihren Gatten mit ihren großen schwarzen Augen ansah und ihr glänzendes Haar in Form einer Krone um den Kopf wand; „Du hast es satt — nun so verbiete ihr doch das Reden.“

„Aber es ist doch wohl nicht recht, daß die Knaben sich solche Streiche erlauben.“

„Welche Streiche meinst Du?“

„Nun, die Knaben rücken ihr den Stuhl, weg, wenn sie sich niedersetzen will, sie hängen Eimer mit Wasser über die Thüren, welche sie zu passiren hat, rufen ihr Schimpfnamen nach, stecken ihr Zettel an das Kleid, wenn sie in die Kirche

geht und suchen sie auf sonst alle Weise zu ärgern. Ich bin wirklich ganz erstaunt, daß Du ihnen erlaubst, sich auf solche Weise zu benehmen."

„Und ich bin erstaunt, daß Du einem so verworfenen Geschöpf den Aufenthalt in unserem Hause gestattest."

Mr. Slocomb sah sie verwundert an. „Du nennst Elisabeth ein verworfenes Geschöpf?" fragte er.

„Was könnte sie sonst sein, dieses verächtliche Wesen? Sogar die Luft scheint durch ihre Nähe verpestet zu werden. Wie kann sie sich unterstehen, mit dem Gatten eines anderen Weibes zu leben!" sagte Mrs. Slocomb und ihr Gesicht war eben so ausdrucksvoll als ihre Zunge.

„Aber der Gatte dieser andern Frau ist auch ihr Gatte."

„Das ist nicht wahr, Mr. Slocomb, das ist unmöglich. Keine Vermählungsfeierlichkeit kann ein Bündniß heiligen, welches Gott nicht sanctionirt hat und welches die Natur verbietet. Ich will Dich nicht mit dem Namen bezeichnen, den Du verdienst, noch sie mit dem, welcher ihr gebührt, aber Du weißt wohl, daß in einer civilisirten Staatsgemeinde Dein Verbrechen seinen Lohn im Zuchthause gefunden haben würde."

Endlich wurden die Streitigkeiten zwischen Mr. und Mrs. Slocomb immer heftiger. Bei einer dieser Gelegenheiten theilte er ihr mit, daß sie sich allgemein verhaßt gemacht habe. Ihr Benehmen habe überall einen unangenehmen Eindruck hervorgerufen, der ihm sehr leid thue.

„Und worüber ich mich sehr freue," antwortete sie. „Ich mag keinen Umgang mit solchen Menschen und kümmere mich nicht um sie."

„Sie hielt Wort und pflog mit keiner Frau Umgang als denen, welche die ersten und nach ihrer Ansicht die einzigen rechtmäßigen Frauen ihrer Gatten waren. Im Grunde ge-

nommen aber war Mrs. Slocomb mehr zu bemitleiden als zu tadeln. Eine Frau von ihren strengen Grundsätzen konnte die Vielweiberei nur mit Abscheu betrachten und sie schmeichelte sich, daß Elisabeth endlich die Geduld verlieren und das Haus räumen würde.

„Ich glaube kaum, daß Ihnen das gelingen wird, Mrs. Slocomb," bemerkte ich, als sie mich von ihrem Plane in Kenntniß setzte.

„Auch nicht, wenn wir ihre Lage unerträglich machen, wie Sarah mit Hagar that?"

„Grausam werden Sie sie doch nicht behandeln wollen," antwortete ich; „Ihr Gatte trägt im Grunde genommen die meiste Schuld. Ich habe gehört, sie sei sehr sanft und harmlos von Gemüth und eine Waise, die keinen Vater hat, in dessen Haus sie Zuflucht finden könnte."

„Nun, so möge sie sich sonst einen Platz suchen."

Mrs. Slocomb war von Leidenschaft und Vorurtheil so verblendet, daß alle Ansprache an ihr besseres Gefühl vergebens war und dennoch konnte kein Weib sanfter und rücksichtsvoller sein, als sie bei gewöhnlichen Gelegenheiten war.

An einem schönen Nachmittag gingen wir in der Nähe ihrer Wohnung spazieren, als ein lautes Getöse von Hieben, Geschrei und zornigen Worten unsere Aufmerksamkeit fesselte.

„O dieses nichtswürdige Weib," sagte Mrs. Slocomb, nach dem Hause eilend. Ich folgte ihr nach und erblickte eine Scene, die bedauerlich und spaßhaft zugleich war. Elisabeth stand in der Mitte der Hausflur, hielt den ältesten Knaben mit einer Hand fest an den Haaren gepackt, während sie mit der andern unbarmherzig mit dem Breiquirl auf ihn losschlug, den sie soeben aus einem Topfe genommen, welcher kochend über dem Feuer hing.

„Warte, Du nichtswürdiger Bengel!“ rief sie; „Dir will ich es geben — Du hast mich lange genug gequält. Ich will Dir einen Denkzettel anhängen, Du —“

„Wie können Sie wagen, mein Kind zu schlagen?“ rief Mrs. Slocomb, indem sie dem Knaben zu Hülfe eilte.

„Ja ich wage es,“ antwortete Elisabeth, indem sie sich mit wildfunkelnden Augen, gleich denen eines gereizten Panthers zu ihrer Gegnerin herumdeehete. Der Knabe sprang schreiend auf seine Mutter zu.

„Sie haben ihn blutig geschlagen,“ sagte Mrs. Slocomb, „dafür sollen Sie büßen.“

„Nein, ich werde nicht dafür büßen,“ sagte Elisabeth. „Ihr Gatte, der auch mein Gatte ist, Madame, sagte mir, ich solle mich vertheidigen, er wolle mich im Voraus von aller Schuld freisprechen.“

„Sie sind eine Lügnerin und ein verworfenes Geschöpf,“ sagte Mrs. Slocomb, indem sie die Thränen ihres Kindes trocknete.

„Wenn ich eine Lügnerin und ein verworfenes Geschöpf bin, dann sind Sie auch eins. Ich bin gesetzmäßig vermählt und Mr. Slocomb ist mein Gatte eben so gut wie der Ihre. Ich will Ihnen sagen, wie es steht. Mr. Slocomb hat mich ausdrücklich ermächtigt, mir selbst zu helfen, und jedesmal wo Ihre abscheulichen ungezogenen Knaben mich ärgern oder necken, so bekommen sie tüchtige Prügel. Ich lasse mir diese Unverschämtheiten einmal nicht länger gefallen.“

„Nun so gehen Sie doch Ihrer Wege!“

„Das thue ich nicht. Ich werde nicht um Ihret- und Ihrer ungezogenen Bengel willen mein Haus und meinen Gatten verlassen. Nein, ich werde bleiben und hoffe auf Ihrem Grabe zu tanzen, ehe noch viele Jahre um sind.“

Auf einen solchen Ausbruch von Muth und Leidenschaft war Mrs. Slocomb nicht gefaßt, denn Elisabeth war sonst sehr fügsam und sanft.

„Sie brauchen nicht zu glauben," fuhr sie fort; „daß ich, weil ich Ihre Beschimpfungen so lange ertragen habe, sie immer ertragen werde. Von heute an geht es aus einem andern Tone und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß Ihre Jungen den Kürzern ziehen."

Angewidert von einem solchen Auftritte häuslicher Unordnung und Thorheit verließ ich sie und ging nach Hause.

In der nächstfolgenden Woche kam Mrs. Slocomb abermals zu uns. Ich war ihre Vertraute und sie zögerte nie, mich von allen ihren Ungemach in Kenntniß zu setzen. Sie schien wirklich traurig und niedergeschlagen zu sein, sagte das Leben sei ihr zur Last und ihre Wohnung ein fortwährender Schauplatz der Uneinigkeit. Elisabeth und die Knaben schlügen sich von Morgen bis Abend. Mr. Slocomb wollte oder könnte nicht die Ordnung erhalten, weil er Elisabeth die Erlaubniß gegeben, sich selbst zu helfen und die Knaben wären geradezu nicht zu bändigen.

„Können Sie denn keinen Vergleich zu Stande bringen?" bemerkte ich.

„Ich mag von keinem Vergleich etwas wissen," sagte Mrs. Slocomb; „ich muß und will in meinem Hause die Herrin sein. Was Elisabeth selbst betrifft, so würde ich vielleicht doch mit ihr auskommen, wenn die Knaben nicht wären. Sie will sich nicht das Mindeste von ihnen gefallen lassen und die Knaben sich nichts von ihr und somit hört der Spektakel den ganzen Tag nicht auf. Neulich Morgens war sie beschäftigt, das Fleisch zu zerschneiden, welches im heißen Fette in der Pfanne schwamm, die in der Ecke des Heerdes stand.

William sagte etwas, was ihr nicht gefiel und sie zog das Messer aus dem heißen Fett und schlug ihn damit in's Gesicht. Er packte sie bei den Haaren und hielt sie daran fest, während sie ihm mit ihrem Messer und ihrer Gabel die nackten Beine fast in Stücken hieb und stach und so geht es jeden Tag."

„Ich glaube, es ist unmöglich, daß Ruhe und Frieden in einem Hause existiren können, wo es mehrere Weiber giebt."

„Mein Himmel!" rief plötzlich Mrs. Slocomb, „da kommt schon wieder einer der Knaben, um mich zu holen. Ich bin begierig zu hören, was wieder vorgefallen ist."

Der Knabe weinte. Mrs. Slocomb ging ihm bis an das Gartenthor entgegen, hörte einen Augenblick seine Erzählung an und machte sich dann, ohne mir Lebewohl zu sagen und sogar ihren Hut zurücklassend in der größten Aufregung auf den Weg nach Hause. Während ich noch über dieses seltsame Benehmen allerhand Vermuthungen anstellte, kam ein Bote mit der Meldung, daß Mrs. Slocomb mich sofort zu sprechen wünsche. Ueberraschung und Neugier bewogen mich, dem Rufe zu folgen. Sie saß weinend an dem Bett, einer ihrer Knaben lag todtenbleich auf demselben, während Elisabeth mürrisch in einer Ecke saß.

„O, Mrs. Ward," rief sie, als sie mich erblickte; „ich bin das unglücklichste Weib von der Welt; sehen Sie nur her," und sie deutete auf den Knaben, der betäubt dalag.

„Was fehlt ihm denn?" fragte ich.

„Dieses böse Weib!" und die Stimme der armen Mutter erstickte im Schluchzen.

„Ich habe es im Voraus gesagt," sagte Elisabeth.

„Sie haben doch nicht etwa den Knaben umgebracht?" sagte ich, mich zu Elisabeth wendend.

„Ich weiß es nicht und kümmere mich auch nicht darum. Endlich wird man mich wohl in Ruhe lassen.“

Es ergab sich, daß während Elisabeth die Diele wusch, die Knaben wie gewöhnlich ihre Streiche begannen. Sie ward zornig und schlug einen davon mit dem Kehrbesen über den Kopf. Am Ende des Stockes befand sich ein Nagel, von welchem sie freilich nichts gewußt hatte, aber das scharfe Eisen war in das Gehirn eingedrungen, so daß der Knabe unrettbar verloren war. Man hatte nach Mr. Slocomb geschickt und er kam bald darauf. Er betrachtete einen Augenblick lang den sterbenden Knaben, wendete sich dann zu Elisabeth und fragte:

„Ist das Dein Werk?“

„Ja,“ antwortete sie ruhig. „Du hast mir gesagt, ich sollte Dir nicht immer mit Klagen beschwerlich fallen, sondern mir selbst helfen. Ich bin Dir blos gehorsam gewesen. Du siehst die Folgen. Meine Absicht war es aber nicht, den Knaben um's Leben zu bringen.“

„Ja ja, Sie haben es mit Absicht gethan,“ kreischte Mrs. Slocomb. „Sie haben mehr als einmal gedroht, uns alle um's Leben zu bringen.“

„Nicht, wenn Ihr Euch nicht um Euch bekümmertet und mich in Ruhe ließet,“ sagte Elisabeth mit der größten Kaltblütigkeit. „Ich binde mit Niemandem zuerst an, aber man muß mich auch ungeschoren lassen.“

„Ihr seid alle Eins so viel schuld, als das Andere,“ sagte Mr. Slocomb.

„Nein, Du allein trägst die Schuld,“ entgegnete sein Weib, deren Worte durch Schluchzen und Thränen unterbrochen wurden. „Wir lebten glücklich mit einander, bis es Dir einfiel, dieses Geschöpf in's Haus zu bringen. Sie wird uns wahrscheinlich alle noch um's Leben bringen.“

„Warum laßt Ihr denn Niemanden rufen und thut nichts?“ sagte Elisabeth in sanfterem Tone.

„Es ist zu spät,“ flüsterte ich.

„Ja, es ist zu spät, zu spät!“ stöhnte die Mutter. „Willy, mein gutes Kind, blicke doch auf, kennst Du Deine Mama nicht? O mein gutes Kind, daß Du auf diese Weise sterben mußt!“

Ein mattes Lächeln spielte über die Züge des Knaben; er versuchte zu sprechen, vermochte es aber nicht. Ein Schauer schüttelte seine Glieder, ein Schatten verdunkelte sein Antlitz und wir standen in der Gegenwart des Todes.

„Ward Elisabeth gehangen?“ fragt der Leser, „oder schickte man sie in's Zuchthaus, oder was machte man sonst mit ihr?“ Es geschah ihr gar nichts. Sie erhielt nicht einmal einen Verweis durch die Kirche. Die Männer und sämmtliche Frauen, ausgenommen die ersten Frauen ihrer Gatten, thaten als ob sie glaubten, es handle sich hier blos um eine zufällige Tödtung und sagten, der Knabe hätte sich besser benehmen sollen und viele sprachen sogar die Hoffnung aus, daß es eine Warnung für die Kinder sein und sie veranlassen werde, künftig allen Frauen ihres Vaters mit Respekt und Gehorsam zu begegnen.

„Fuhren sie denn fort, beisammen zu wohnen?“

Ja wohl, thaten sie dies und seit dem Tode Williams herrschte Elisabeth im Hause. Die Knaben fürchteten sich vor ihr und Mrs. Slocomb schien von ihrem Kummer ganz zu Boden gedrückt zu sein. Sie verlor alle gewohnte Energie und bei zwei oder drei Gelegenheiten entdeckte ich in ihrem Blick und Wesen entschiedene Symptome des Wahnsinns. Sie sprach fortwährend von ihrem ermordeten Kinde und saß oft Stunden lang weinend an seinem Grabe. Dann beklagte sie

sich über die Untreue ihres Gatten, sagte, er liebe sie nicht mehr und ihr tägliches Gebet sei, zu sterben, damit sie wieder zu ihrer Mutter käme.

Ich sprach wiederholt und auf die theilnehmendste Weise mit Mr. Slocomb über das Befinden seiner Gattin, sagte ihm, daß sie nahe daran sei, dem Wahnsinn anheim zu fallen und bat ihn, Elisabeth fortzuschicken.

Er nahm meine Bemerkungen sehr gleichgültig auf, sagte aber, er wolle sich die Sache überlegen; Elisabeth sei eine sehr gute Frau und ihm nun bei Mrs. Slocombs kränklichen Umständen vollends unentbehrlich geworden.

Es war offenbar, daß Mr. Slocomb nicht sehen wollte. Er wünschte die Gesellschaft Elisabeths und anstatt in dieser Beziehung mit Selbstverleugnung zu Werke zu gehen, ließ er lieber Jammer und Uneinigkeit in seinem Hause herrschen. Es war dies indessen ein Verfahren, welchem in Utah alle Ehemänner huldigten.

Einige Tage später gerieth das ganze Dorf in Aufregung. Mrs. Slocomb hatte sich das Leben genommen, nachdem sie zuvor ihre beiden jüngsten Kinder umgebracht. Man fand alle drei neben Williams Grabe in ihrem Blute schwimmend, während die Mutter das mit geronnenem Blut bedeckte Messer noch krampfhaft in ihrer kalten Hand gefaßt hielt. Ihre funkelnden Augen und unzusammenhängenden Reden waren schon längst allgemein bemerkt worden. Mr. Slocomb lebt jetzt noch mit Elisabeth zusammen und hat seinen Hausstand noch um zwei Frauen vermehrt.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Ethlin's Abenteuer.

Unter den Indianerinnen ist gefühllose Gleichgültigkeit gegen die Abwesenheit des Gatten an der Tagesordnung und durch die Sitte geboten. Die Frau oder die Squaw, wie man sie nennt, muß sich mit Stolz und Würde trösten und sich vor allen Dingen hüten, Thränen zu vergießen oder sonst auf eine Weise Besorgniß um eine Person an den Tag zu legen, wie nahe und theuer ihr dieselbe auch sein mag. Ethlin hielt hartnäckig an vielen ihrer indianischen Gewohnheiten fest und sagte kein Wort, obschon alle Andern sich über das immer noch fortdauernde Ausbleiben Harmer's und seiner Freunde wunderten. Indessen war es doch leicht zu bemerken, daß ihre Gleichgültigkeit eine erheuchelte war und daß sie wirklich alle Qualen der Angst und Ungewißheit empfand.

„Ethlin ist fort,“ sagte Mrs. Bradish, die in allen Häusern Besuche abstattete und daher auch alle Neuigkeiten wußte.

„Wohin denn?“

„Das weiß Niemand. Sie bat Louisen, ihre Kuh zu melken, nahm dann Bogen und Pfeil und machte sich vor ziemlich einer Woche auf den Weg nach den Gebirgen, seit welcher Zeit Niemand wieder etwas von ihr gesehen oder gehört hat.“

„Ihr Haus ist wohl verschlossen?“

„Ja wohl; es sieht ziemlich verödet aus.“

Wir waren der Meinung, daß Ethlin fortgegangen sei, um ihren Gatten zu suchen, und da Moore allgemein beliebt war, abgesehen von seinem Verhältniß zu Harmer und der moralischen Gewißheit, daß Aufschluß über den Einen uns auch Gewißheit über das Schicksal des Andern bringen würde, so wünschten wir alle den besten Erfolg. Einige der jüngeren Männer versicherten, daß sie, wenn sie ihre Absicht gewußt hätten, sie jedenfalls begleitet haben würden. Viele Andere sagten, sie werde umkommen und niemals zurückkehren, und wieder Andere behaupteten, ihr angeborener indianischer Scharfsinn werde sie am Leben erhalten. Eine Woche lang ward in allen Cirkeln davon gesprochen und die Sache je nach den Neigungen und Gesinnungen der betreffenden Personen entschieden. Dann ereignete sich irgend ein neuer Vorfall und Ethlin ward für den Augenblick vergessen.

Eines Tages kam Mrs. Bradish in einem Zustande von großer Aufregung zu mir.

„Ich bin vollständig entmuthigt," sagte sie.

„Warum?"

„Es ist mir unmöglich, irgend welchen Aufschluß über Emily zu erlangen. Ueber ihrem Verschwinden scheint das unergründlichste Geheimniß zu walten. Ich beginne zu fürchten, daß sie todt ist. Ich habe alle Frauen in dem Harem des Propheten ausgeforscht, aber entweder wissen sie nichts von ihr oder sie sind Meisterinnen in der Verschwiegenheit."

„Wahrscheinlich sind sie das letztere," bemerkte ich.

„Das mag sein und dennoch bin ich geneigt, dies nicht zu glauben."

„Die Zeit wird es wahrscheinlich lehren. Wenn Harmer hier wäre —"

„Hier ist er," sagte eine männliche Stimme, die wir ohne

Mühe erkannten. Wir sahen uns um und der gebräunte Wanderer stand vor uns, während Ethlin ihm über die Schulter sah.

„Wo sind Sie denn so lange gewesen?“ sagte Mrs. Bradish. „Wir glaubten schon, es wäre Ihnen etwas zugestoßen.“

„Und es ist mir allerdings etwas zugestoßen.“

„Wo sind Ihre Begleiter?“

„Todt.“

Ein schwacher Schrei von Ethlin verrieth, wie sehr sie bei dieser Nachricht interessirt war.

„Und Emily?“

„Ist von Brigham in irgend ein unergründliches Versteck gebracht worden.“

„Wirklich?“

„Ja wohl. Ich sah und sprach den Indianer, der dabei mit thätig gewesen ist, aber er gab mir durchaus keinen Aufschluß, der mich in den Stand gesetzt hätte, sie zu finden.“

„Also fanden Sie die Indianer?“

„Die, welche ich ursprünglich aufsuchen wollte, nicht,“ antwortete er. „Indessen ich muß mit meiner Geschichte von vorn anfangen, um Ihre Neugier zu befriedigen.“

„Wir bitten Sie darum.“

„Wohlan, wir stießen auf kein des Nennens werthes Abenteuer bis am zweiten Tage, wo wir plötzlich auf eine Spur stießen, die, wie Buckley sagte, von Weißen herrührte.“

„Woran sah er das?“ sagte Mrs. Bradish.

„Weil die Zehen des rechten Fußes beim Gehen auswärts gekehrt waren, was die Indianer niemals thun,“ antwortete er; „aber unterbrechen Sie mich nicht wieder.“

Wir unterbrachen ihn aber dennoch, denn während Harmer

sich auf die Thürschwelle setzte, vermißte ich Ethlin und fragte, wo sie hingegangen sei.

„Da drüben geht sie über die Hügel,“ sagte Mrs. Bradish — und allerdings sahen wir sie soeben im Thale verschwinden.

„Was will denn Ethlin? Das ist nicht der Weg nach ihrem Hause.“

„Ihr werdet sie niemals wiedersehen,“ sagte Harmer.

„Wir sollen sie niemals wiedersehen, warum nicht?“

„Es ist das so Art der Indianer,“ entgegnete er. „Die Bande, welche sie an die Weißen fesselten, sind durch den Tod ihres Gatten gelöst worden. Die Gesetze und Gebräuche des Mormonismus sind ihr zuwider und wenn ich nicht irre, so wird sie sich künftig blos zu ihrem Volke halten. Doch nun zu meiner Geschichte:

„Wir folgten der Spur, von der ich soeben gesprochen, und sahen uns plötzlich von einer Anzahl berittener und mit Büchsen bewaffnete Indianer umringt. Entrinnen war unmöglich und da wir sahen, was sie vorhatten, so beschlossen wir, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Moore und Buckley aber fielen von mehreren Kugeln durchbohrt. Ich ward von der Uebermacht überwältigt und schwer verwundet, als ich zu meinem großen Erstaunen entdeckte, daß meine Angreifer nicht Indianer, sondern Mormonen waren. Sie brauchen kein so verwundertes Gesicht zu machen. Sie handelten den aus dem Hauptquartier erhaltenen Befehlen gemäß. Einer aus der Zahl aber, dem ich früher einmal einen Dienst geleistet, verwendete sich für mich. Sie nahmen mich mit sich in eine Höhle, wo sie ihre Kleider wechselten, sich die Gesichter bemalten und sich zu Indianern umgestalteten.“

„Wahrscheinlich um die durch das Gebiet ziehenden Aus-

wanderer zu überfallen und sie zu verhindern, daß sie die heilige Stadt besuchen."

„Ganz recht."

Ich sah Mrs. Bradish an, aber sie verhielt sich vollkommen ruhig und Harmer fuhr fort:

„Diese Leute hatten strengen Befehl erhalten, meinen Tod herbeizuführen, obschon ich nicht sagen darf, von wem der mörderische Befehl ausging. Ich hörte die Berathung, in welcher die Blutdürstigeren mich zu erschießen wünschten, während die Andern vorschlugen, mich in die Gebirge zu führen, wo wenig Aussicht vorhanden wäre, daß ich jemals die Niederlassung weißer Menschen entdecken würde. Ich vereinigte meine Bitten mit den ihren und wir drangen durch. Man führte mich mit verbundenen Augen und zu Pferde vier Tage lang in die unwirthliche Wüste hinein, zwang mich dann, einen Schlaftrunk zu mir zu nehmen, und als ich von den Wirkungen desselben wieder erwachte, war ich allein."

„Eine furchtbare Lage."

„Ja, allerdings furchtbar, aber ich war deswegen nicht entmuthigt. Selbst in diesem Augenblicke dachte ich mehr an Emily, als an mich selbst, und ich beschloß um ihretwillen zu leben. Mein größter Wunsch war, mit einer Streifpartie Indianer zusammen zu treffen, und dieser Wunsch ward am dritten Tage, nachdem man mich preisgegeben, erfüllt. Die Indianer, mit welchen ich zusammentraf, waren freundlich und gastfrei und führten mich nach ihrem Dorfe.

„Hier hatte ich eine Unterredung mit ihrem Häuptling, der, als er erfuhr, woher ich war, sofort von den Projecten und Plänen meines Vaters, wie er Brigham nannte, zu sprechen begann. Ich that, als ob ich von allen diesen Dingen wohl

unterrichtet wäre, und veranlaßte dadurch den Indianer, immer weiter zu sprechen."

„Was sehr unrecht war," sagte Mrs. Bradish.

„Nein, Madame, es war nicht unrecht. Dieser Mann hatte mir nach dem Leben getrachtet und ich hatte mit ihm eine Rechnung abzumachen."

„Nun und was erfuhren Sie denn?"

„Daß Boten von Brigham fortwährend unter den Indianerstämmen kommen und gehen, um dieselben zu Feindseligkeiten und Empörung gegen die Regierung aufzuregen, indem sie ihnen weiß machen, daß die genannte Regierung sie aus dem Besitze ihrer Ländereien zu drängen wünsche. Auch erfuhr ich, daß einige der mächtigsten Stämme bereits einen Vertrag mit Brigham abgeschlossen hätten, durch welchen sie sich verbindlich machten, ihm im Nothfalle für eine bedeutende Quantität Schießpulver und Feuerwaffen und so und so viel Krieger zu stellen."

„Aber was hat dies alles zu sagen, Mr. Harmer? Sie wissen doch von Anfang an, daß die Mormonen die Absicht hatten, sich von den Heiden frei zu erhalten und eine Stadt zu erbauen, welche der Stolz der Erde sein sollte."

„Aber ich habe noch nicht gewußt, daß sie die Absicht hatten, von Meuchelmord Gebrauch zu machen, um ihre Pläne durchzusetzen. Erst jetzt erfuhr ich, daß sie die Absicht hatten, die wilden Indianer gegen die harmlosen Auswanderer aufzuhetzen und von ihnen sogar Weiber und Kinder niedermetzeln zu lassen. Nein, Mrs. Bradish, niemals hätte ich mir träumen lassen, daß dies die Vollendung der Pläne dieser neuen Religionssecte wäre."

„Es ist nicht die Vollendung ihrer Pläne," antwortete sie

ihn unterbrechend, „sondern blos ein Mittel zu ihrer Ausführung."

Er lachte verächtlich und rief:

„Hochmuth kommt vor dem Falle! Die Föderalregierung wird Nachricht von all den Projecten erhalten, welche man gegen ihren Frieden und ihr Gedeihen ausbrütet."

Ein Ausdruck der tiefsten Entrüstung flog über Mrs. Bradish's Antlitz.

„Sind Sie vielleicht gesonnen, den Verräther zu spielen?" fragte sie, indem sie aufstand und auf ihn zuschritt; „wenn dies der Fall ist, so ist Ihr Leben keinen Heller werth."

„Sparen Sie Ihre Mühe," antwortete er; „es würde Ihnen durchaus nichts nützen, wenn Sie mich umbrächten, sondern Sie würden dadurch blos Ihren eigenen Untergang beschleunigen. Während meiner Abwesenheit besuchte ich einen Militairposten, ward den Offizieren der Vereinigten Staaten vorgestellt und setzte sogleich einige Depeschen nach Washington auf, in welchen alle ihre Geheimnisse enthüllt sind. Was wollen Sie nun thun?"

Sie streckte mit der Gebehrde der größten Verzweiflung die Hände empor.

„Nicht wahr, das haben Sie nicht erwartet?" fuhr er fort. „Wenn Sie mich morgen oder diese Nacht noch umbringen, so wird dies Ihnen weiter nichts helfen. Wenn Sie mich leben lassen, so habe ich Ihnen einen großen Dienst erzeigt, denn, Mrs. Bradish; alle Ihre Pläne in Bezug auf Gebietserwerbung und Unabhängigkeit würden endlich doch fehlgeschlagen sein und Ihr hättet vor Eurer Regierung als Mörder und Verräther dagestanden."

„Reden Sie nicht von Verräthern," kreischte sie; „wer kann ein größerer Verräther sein, als sie selbst?"

„Ich bin kein Verräther und wer mich einen nennt, der ist ein Lügner," sagte er leidenschaftlich. „Ich habe nie mit diesen Projecten etwas zu thun gehabt und mich noch viel weniger damit einverstanden erklärt. Ich habe niemals gegen unsere Regierung complottirt. Habe ich vielleicht nicht ihre Fahne in Mexico aufrecht erhalten helfen? Bin ich nicht stets ein treuer und loyaler Bürger gewesen? Habe ich jemals mich verbindlich gemacht, Ihnen zur Ausführung Ihrer Pläne behülflich zu sein?"

„Die Regierung zu Washington ist aber zehntausend Meilen von hier entfernt und selbst dann noch ist es zweifelhaft, ob sie dieser Nachricht Glauben beimißt."

Mrs. Bradish wußte wohl, daß die Föderalregierung, so bald sie einmal von ihren geheimen Wünschen und Machinationen Kenntniß erhielte, sofort die geeigneten Maßregeln treffen würde, um die Errichtung ihrer theokratischen Unabhängigkeit zu verhindern. Ihre Pläne waren noch nicht reif, das wußte sie wohl, und sie haschte daher selbst nach dem dünnsten Strohhalm, um ihre Luftschlösser zu stützen und ihre sinkenden Hoffnungen noch einen Augenblick länger über dem Wasser zu erhalten.

„Die Entfernung ist so gut wie nichts," hob Harmer wieder an, „und einer der Offiziere sagte mir, daß man sich im Osten schon längst von geheimen Verschwörungen unter uns erzähle und daß man dem Präsidenten bereits die Anstellung eines Gouverneurs für unser Gebiet vorgeschlagen habe."

„Einen heidnischen Gouverneur, der unser Thun und Treiben beaufsichtigen soll? Dann sind wir in der That verloren."

„Vielmehr gerettet," entgegnete Harmer, „denn nie habe ich ein heidnischeres Leben gesehen, als hier geführt wird. Verbrechen, die in jedem andern Staate mit Zuchthaus bestraft

würden, werden hier bei uns ganz öffentlich gut geheißen oder vielmehr bei Ihnen, denn ich sage mich künftig von aller Verbindung mit Ihrer Kirche los, und hätte ich es nicht um Emily's willen gethan, so wäre ich niemals in dieses Teufelsnest zurückgekehrt. In der That, wenn Ethlin mir nicht zu Hülfe gekommen wäre, so weiß ich nicht, ob es mir jemals gelungen wäre, wieder den Rückweg zu finden.

„Der Indianer Walker, welcher in alle Pläne Brigham's eingeweiht und dabei thätig zu sein scheint, hielt mich viele Tage gefangen. Ich war an Händen und Füßen mit Riemen gebunden und zwei junge Wilde hielten abwechselnd, an der Thür der Hütte stehend, Wache über mich. Ein Dritter brachte mir von Zeit zu Zeit eine karge Portion Speise und Trank, aber es mußte ein übler Wind sein, der Niemandem etwas Gutes zuwehte, und eben durch meine Gefangenschaft erhielt ich von vielen Dingen Kenntniß, welche ich treulich an die Föderalregierung berichtet habe.

„Ethlin, welche unmittelbar in das Utahland kam, besaß die ganze Schlauheit und den Scharfsinn, durch welchen ihr Volk sich auszeichnet. Sie trieb sich mehrere Tage in der Umgegend herum und hielt sich, weil sie sich nicht bemerken lassen wollte, unter den Hügeln verborgen.

„In Folge einer jener Ahnungen, die sich unmöglich erklären lassen, kam ich auf den Gedanken, daß ein Freund in der Nähe sein müsse, und während ich bei mir überlegte, wer es sein könnte, dachte ich an Ethlin und an ihre wahrscheinliche Besorgniß um das Schicksal ihres Gatten. Demzufolge war ich auch nicht im mindesten überrascht, als Walker's Sohn sie zu mir brachte, Er hatte ihre Fußspuren im Sande bemerkt, war denselben gefolgt und hatte sie gefunden, während sie schlief. Betroffen von ihrer Schönheit und jugendlichen

Erscheinung verweilte er in der Nähe, bis sie erwachte, wo dann die Einleitungen zu einer ferneren Bekanntschaft gemacht wurden. Als er erfuhr, was sie in diese Gegend geführt hatte, brachte er sie zu mir, obschon ohne Vorwissen seines Vaters und den Wünschen desselben entgegen.

„Mit wahrhaft indianischem Stoicismus hörte sie die Nachricht von dem Tode ihres Gatten, machte keine Bemerkung über seine Tugenden und fragte auch nicht, wo das Ereigniß stattgefunden habe. Bald aber erfuhr ich, daß sie mit dem jungen Walker wegen meiner Freilassung Unterhandlungen angeknüpft hatte. Der junge Wilde zögerte mehrere Tage, während Ethlin nicht aufhörte, in ihn zu dringen, bis endlich eines Abends meinem Wächter eine große Flasche Branntwein verabreicht ward. Diese Versuchung war für seine Nüchternheit doch zu stark, und lange zuvor, ehe es Mitternacht war, lag er in trunkenem Schlummer. Ich hörte sein unterdrücktes schweres Athmen und es dauerte nicht lange, so sah ich eine leichte Gestalt durch das Dunkel schweifen. Gleich darauf wurden die Riemen, die mich gebunden hielten, durchschnitten und eine wohlbekannte Stimme hieß mich aufstehen und frei sein. Der junge Walker verschaffte uns ein paar Pferde und tröstete uns durch die Versicherung, daß wir keine Verfolgung zu fürchten brauchten, weil die Krieger sich eben anschickten, eine Expedition gegen die große Karavane von Santa Fé zu unternehmen. Indessen war es doch nöthig, meinen mormonischen Feinden aus dem Wege zu gehen, und deshalb schlugen wir einen neuen mir noch gänzlich unbekannten Weg ein, wobei mich der Scharfsinn Ethlin's, die Entfernungen nach dem Aussehen und den Stellungen der Planeten zu ermitteln, wahrhaft in Erstaunen setzte. Die Eintönigkeit unseres Rückwegs ward nur durch ein einziges Abenteuer unterbrochen.

Wir stießen plötzlich auf eine Anzahl Auswanderer, die von Indianern überfallen und zum Theil verwundet worden waren, während man ihnen ihre Habe geraubt hatte. Sie schienen sich sehr zu wundern, daß die Indianer so gut Englisch verstanden und den Weißen bis auf die Farbe so genau glichen."

Vierundvierzigstes Kapitel.

Das Goldfieber und seine Wirkungen.

Ebenso wie in New-Orleans oder in einer andern Stadt des Südens, zuweilen eine Epidemie ausbricht, so brach auch das Goldfieber aus und raste mit beispielloser Wuth, nur mit dem Unterschiede, daß Epidemien sich meistens auf eine besondere Oertlichkeit beschränken, während dagegen das Goldfieber sich über alle Städte, ja über alle Distrikte der ganzen Union erstreckte. Der Handel lag darnieder, die Landwirthschaft ward vernachlässigt, und alle politischen und anderen Geschäfte traten in den Hintergrund. Natürlich machte Utah keine Ausnahme von der Regel. Es traf die Nachricht ein, daß in Californien große Goldlager entdeckt worden seien. Diese Nachricht verbreitete sich in dem ganzen Lande wie ein Lauffeuer. Die Menschen waren wie elektrisirt und viele verließen ihre Farmen und Verkaufsgewölbe, um Gold zu suchen. Die Jäger fanden, daß dies ein weit einträglicheres Geschäft sei, als die Spuren von Auswanderern aufzusuchen und ihnen nachzuschleichen. Die Errichtung der Schießpulver- und Feuerwaffenfabriken, kam sofort ins Stocken, weil es an Arbeitern fehlte, denn alles eilte nach den „Diggings." Ver-

gebens befahl Brigham ihnen zu bleiben, declamirte eifrigst gegen die Sucht nach Gold und sprach von Opfern für die Sache der Wahrheit. Seine Ermahnungen hatten wenig oder gar keine Wirkung und schienen blos den Erfahrungssatz zu beweisen, daß die Concurrenz die Seele des Handels ist. Sogar Weldy, der, als er aus der Kirche zurückkehrte, wo seine Vermählung mit den beiden Mrs. Melton vollzogen worden, die wunderbare Nachricht erfuhr, traf sogleich Anstalt, sein Haus und seine Frau zu verlassen und das neue Eldorado aufzusuchen. Demzufolge versammelte er am Morgen nach der Doppelheirath seine Familie, unterrichtete sie von dem jenseits des Schneegebirges liegenden Goldlande, erklärte seine Absicht und empfahl seine jungen Gattinnen, der Obhut der älteren.

„Ich will schon mit ihnen fertig werden, wenn er fort ist," sagte einer der jüngeren Frauen, welche ohne Schönheit oder Witz oder Talent zu besitzen, dennoch die ganze Heerde tyrannisirte. Ihre heftige gemeine Gemüthsart machte sie zu einem Gegenstand der Furcht und des Hasses, obschon Weldy aus Rücksicht auf das Vermögen, welches sie ihm zugebracht, sich genöthigt sah, sie mit einer gewissen Rücksicht zu behandeln. Trotz der Gesetze des Mormonismus tyrannisirte sie unbarmherzig sämmtliche Kinder und von den Frauen alle, die sich vor ihr beugten. Weldy war viel zu sehr mit seinen Geldangelegenheiten beschäftigt gewesen, als daß er seine große Familie in Ordnung hätte erhalten können. Ueberdies haßte er alle Klagen und wollte, wenn er von seinen Geschäften nach Hause zurückkehrte, nichts davon hören, wenn seine Frauen eine die andere beschuldigten und Gerechtigkeit verlangten. Es kam bald so weit, daß er sie alle für gleich strafbar hielt und er trug kein Bedenken es ihnen zu sagen.

„Ich will Euch sagen, wie die Sache steht," sagte er bei diesen Gelegenheiten. „Ich mag nichts mehr von euern Krakehlereien hören, Ihr könnt alle recht gut zusammenleben, wenn Ihr nur sonst wollt und Ihr sollt es auch. Wenn ich wieder klagen höre, so prügele ich Euch alle nach der Reihe durch — da gebe ich Euch mein Wort darauf."

Dieses summarische Verfahren brachte die Klagen einigermaßen zum Schweigen, obschon dadurch die Ursache derselben nicht entfernt ward, so daß nach wie vor Uneinigkeit und Unordnung herrschten. Es fällt uns nicht ein, dieß Alles dem Manne zur Last legen zu wollen, denn es war etwas, was er eben der Natur der Sache nach nicht verhindern konnte.

Die Gemüther der Frauen lassen sich einmal nicht durch die Männer beherrschen. Viele Männer finden es äußerst schwierig nur mit einer einzigen Frau auszukommen. Was soll nun einer mit 12 oder 14 thun, die alle in einem Hause sind, einander als ihres Gleichen betrachten und keine als ihre Vorgesetzte respectiren wollen?

An dem fraglichen Morgen stand der Mormonenvater mitten in der Hausflur, nahm von jedem Mitglied seiner Familie einzeln Abschied und ertheilte einem Jedem seinen Segen und seinen Rath. Die Weiber drängten sich zu ihm, viele davon waren die häßlichsten Geschöpfe, die man sehen kann, einige groß, andere klein, mit blauen, grauen oder schwarzen Augen. Einige hatten Kinder, andere wiederum keine, alle aber lauerten mit eifersüchtigen Augen, um zu sehen, ob vielleicht eine vor der andern bevorzugt würde. Het, die Tyrannin des Hauses, war ein großes starkes Weib, mit einer Taille wie ein Syrupsfaß, einem ungeheuer großen Gesicht und häßlichen schielenden Augen. Die Schönheit

war ihr in jeder Gestalt verhaßt, ganz besonders aber in der menschlichen.

„Nun, Hetty, sei gut und mißhandele nicht die Schwächern.“ Hetty's Augen funkelten, aber sie sagte nichts. „Nicht wahr, Du wirst mir gehorchen, damit Du nach dem Tode wieder zum Leben erwachst und noch tausend Jahre mit Christo herrschest?“

Es lag wirklich ein Ausdruck der Befangenheit in seinem Gesicht, als er diese Frage that, denn er kannte das rachsüchtige Gemüth dieses Weibes.

„Vielleicht thue ich es, vielleicht thue ich es auch nicht,“ antwortete sie. Er berührte blos ihre Hände, es erfolgte aber kein Druck und keine Begrüßung mit den Lippen. Sie war offenbar zornig, sagte aber nichts, sondern machte einer andern Platz.

„Du bist eine vernünftige Frau, Elise, thue das Beste was Du kannst,“ sagte er.

„Es wird sich unter den obwaltenden Umständen nicht viel thun lassen,“ sagte sie.

Er drückte ihr die Hand und nahm so von einer nach der andern Abschied. Keine von allen verrieth viel Trauer oder Gemüthsbewegung. Die Polygamie hatte nicht blos allen häuslichen Frieden, sondern auch alle Zuneigung vernichtet — das war die natürliche Folge eines verwerflichen Systems. Blos die letzten Frauen, die er den Tag zuvor geheirathet, genossen die Ehre eines Kusses. Von den Kindern nahm er nicht einzeln Abschied, sondern wünschte allen zusammen Lebewohl und empfahl ihnen, folgsam und artig zu sein, während er Gold suchte.

„Somit überläßt uns der Alte unserm eignem Verderben,“ sagte Hetty, ehe noch Weldy aus ihren Augen ent-

schwunden war. „Na, ich gedenke Königin zu sein und zu thun was ich will. Ihr müßt Euch alle nach mir richten.“ Und mit diesen Worten schweiften ihre Blicke von einem der versammelten Gesichter zum andern und aus ihrem Augen funkelte die Bosheit. Hetty nahm sofort Besitz von dem besten Zimmer im Hause und bildete eine Art Hof, indem sie einige ihrer Colleginnen mit der Hausarbeit und andere mit der Aufsicht über die Kinder und noch Andere mit Beschickung des Viehes beauftragte, während sie vier oder fünf zu ihrer eigenen Bedienung reservirte. Ihre Unterthanen aber waren hartnäckig und rebellisch. Nur wenige verstanden sich dazu, ihre Autorität anzuerkennen und diese waren größtentheils Kinder, welche die Kraft ihres nervigen Armes bereits gefühlt hatten. Schläge und Stöße waren an der Tagesordnung, Haare wurden ausgerauft und manches Gesicht so zerschlagen und zerkrazt, daß es sich nicht mehr ähnlich sah. Mit Ausnahme der beiden Schwestern Melton, die an einem und demselben Tage in diesen Pfuhl der Verworfenheit gebracht wurden, haßten die Frauen einander und spielten gegenseitig die Rolle von Verrätherinnen und Spionen. Dieß Alles war eine fruchtbare Quelle von Wortwechseln und Thätigkeiten und führte endlich zu Tod und Verderben.

Hetty hatte, so häßlich und verächtlich sie auch war, einen Liebhaber, mit welchem sie bisweilen an einem abgelegenen Orte zusammenkam, denn selbst hier müssen die Frauen ihre Untreue verheimlichen. Den Männern steht ein fast unbeschränktes Recht zur Züchtigung zu; sie können die Frauen aus der Kirchengemeinschaft ausstoßen und sich von ihnen scheiden lassen, in welchem Falle sie dann nicht verbunden sind zu ihrer Ernährung beizutragen. Es steht ihnen frei, sie einzusperren und zu schlagen — mit einem Wort, das Weib ist

in diesem wie in jedem andern Falle der Willkühr des Mannes Preis gegeben. Nun war Hetty in Gesellschaft ihres Liebhabers von zwei Indianerinnen gesehen worden, die ebenfalls Frauen von Weldy waren und eben die Kühe hüteten. Die Kenntniß dieser Entdeckung flößte ihr Furcht vor diesen Indianerinnen ein, bis zur Abreise Weldy's, wo dann ihre uneingeschränkte Autorität begann. Diese Indianerinnen besaßen alle characteristischen Eigenschaften ihres Volkes, besonders auch die, daß sie Beleidigungen niemals verziehen und eines Tages, als sie die besten Kühe sich hatten verlaufen lassen, erhielten sie einen heftigen Verweis von Hetty, die ihnen mit Schlägen drohte.

Die Indianerinnen blieben ihr die Antwort nicht schuldig und klagten sie vor dem ganzen Haushalte der Untreue gegen ihren Gatten an. Diese Anklage versetzte Hetty in die größte Wuth; sie packte die Indianerinnen am Haar, prügelte eine nach der andern tüchtig durch und drohte, wenn sie jemals wieder ein Wort davon erwähnten, sie in dem See zu ersäufen. Ob es ihr mit ihrer Drohung Ernst war, läßt sich bezweifeln. Die Indianerinnen waren jedoch nicht gesonnen, ihr Gelegenheit dazu zu geben. Sie trieben wie gewöhnlich die Kühe aus und Niemand ahnte die furchtbaren Gedanken, mit welchen sie umgingen.

Den ganzen Tag suchten sie in dem Thale eine Pflanze, von welcher sie wußten, daß dieselbe die Eigenschaft besaß, Jeden, der davon genossen, wahnsinnig zu machen. Ein solcher Unglücklicher offenbarte dann in diesem Zustande alle seine Geheimnisse, selbst wenn es die nichtswürdigsten Verbrechen gewesen wären, und mußte endlich nach jahrelangen Leiden einen qualvollen Tod sterben.

Dies schien den halb civilisirten Kindern des Waldes eine

ganz vortreffliche Rache zu sein, aber die Pflanze, welche die Eigenschaft hatte, diese außerordentliche Krankheit hervorzubringen, war rar und nur an gewissen Stellen zu finden. Uebrigens machte auch der auffallende starke und beißende Geruch, den sie ausströmte, ihre Anwendung sehr schwierig, wo nicht gefährlich. Sie erfuhren jedoch, daß, wenn man die Wurzel trockne und pulverisire, dieselbe, während sie ihre giftigen Eigenschaften bewahrte, doch diesen eigenthümlichen Geruch verlor und wenn man sie auf die Speisen streute, fälschlich für Pfeffer und Senf angesehen werden konnte.

Sie suchten mehrere Tage und sammelten eine bedeutende Quantität. Ich sah eine dieser Indianerinnen mit einem ganzen Bündel davon auf den Armen, und die dunkelrothe Blume und das breite genarbte Blatt erregten meine Aufmerksamkeit. Auf meine Frage, wie diese Blume heiße und welchen Gebrauch man davon mache, antwortete die Indianerin ausweichend und mit einem furchtbar heimtückischen Blicke. Ich fühlte mich angewidert und ging weiter, indem ich einen Theil der Blätter in der Hand behielt. Diese Blätter machten auf die Geruchsnerven gerade denselben Eindruck wie Hirschhorn; roch man aber länger daran, so trat eine seltsame unbegreifliche Heiterkeit des Gemüths ein. Unbeschreiblich waren dann die Empfindungen, welche man erfuhr, und die phantastischen Erscheinungen, welche jeden Sinn marterten.

Nachdem die Indianerinnen mit ihren Vorbereitungen fertig waren, stellte eine von ihnen sich krank, um einen Vorwand zu haben und zu Hause bleiben zu können. Sie bot sich an, ihr in der Küche mit zu helfen, und ihre Hülfe ward ohne den mindesten Argwohn angenommen. In Abwesenheit der Köchin streute sie das Pulver der Pflanze in großer Menge beinahe über alle Speisen, während sie recht wohl wußte, daß

alle Personen des Haushalts, Frauen und Kinder, davon genießen würden. Während sie wegen ihrer angeblichen Krankheit sich des Essens enthielt, sah sie mit boshafter Freude ihre Nebenbuhlerinnen und Feindinnen das Gift verzehren und freute sich im Stillen über das Gelingen ihrer entsetzlichen Rache. Wenige Minuten nach dem Genusse begannen Alle zu fühlen, daß etwas mit ihnen vorgegangen sein müsse, obschon aber Alle mehr oder weniger afficirt waren, so waren doch die Symptome je nach der Constitution oder der genossenen Quantität verschieden. Einige beklagten sich über Schmerz und Schwindel im Kopfe und begannen dann laut zu schreien, ihre Kleider zu zerreißen, Schüsseln und Teller zu zerschlagen und dergleichen mehr. Andere duckten sich in die Winkel, wo sie die Zähne fletschten wie Affen. Die Kinder tobten und schrien und rannten in dem Hause herum und auf der Gasse hin und her, zum unendlichen Entsetzen aller anständigen Leute, welche glaubten, daß blos ihre Kinder das Vorrecht hätten, auf den Straßen zu schreien.

Mrs. Bradish, welche regelmäßig ein Haus nach dem andern besuchte, hatte sich auch in Mr. Weldy's Haus eingefunden, in der Absicht, hier den Nachmittag zuzubringen. Ihr Erstaunen über den Auftritt, der sich ihr darbot, läßt sich eher denken als schildern. Ist es wohl zu verwundern, daß sie vor Entsetzen floh und die armen Leute sich selbst überließ? Der Wahnsinn hat unter andern auch die Eigenschaft, daß er dem, der daran leidet, keine Ruhe läßt. Der Schlaf, nämlich der gute, natürliche, balsamische Schlaf, ist dem Wahnsinnigen unbekannt. Physische Anstrengungen und Erschöpfung führt allerdings nach einiger Zeit einen Zustand herbei, welcher der Ruhe ähnlich ist, aber wenig von ihrem Einfluß besitzt, und noch weniger von ihren Wirkungen äußert. Das entflammte

und erhitzte Gehirn muß fortwährend thätig sein — Träume, schrecklicher als die wachende Phantasie sie hervorzubringen vermag, martern die ruhelosen Opfer, das entsetzlichste Alpdrücken quält sie und der Tod wäre einem solchen Leben tausendmal vorzuziehen.

Mrs. Bradish kam sofort in unser Haus. Mr. Ward, sagte sie, müsse mit ihr gehen, um zu sehen, was sich thun ließe. Der Fall war so außerordentlich, daß wir halb geneigt waren, die Geschichte nicht zu glauben und die Erzählerin selbst als ein wenig übergeschnappt zu betrachten.

„Als Sie hinkamen, waren die Leute noch gesund?“ fragte Mr. Ward.

„Ganz gesund — wenigstens schien es so. Sie setzten sich eben zum Essen nieder.“

„Und worin bestanden die ersten Symptome des Wahnsinns?“

„Die, welche zuerst gegessen, verzerrte das Gesicht, sprang dann auf und begann zu tanzen, als wenn sie von der Tarantel gestochen wäre. Gott stehe uns bei! Da drüben läuft eine davon!“ fuhr sie fort, indem sie zum Fenster hinaussah.

Und in der That sahen wir die schöne Henriette Melton laut schreiend und heulend die Straße hinabrennen.

„Es nützt nichts, länger zu warten, Mr. Ward; gehe mit und sieh, was sich thun läßt,“ rieth ich.

Mr. Ward stand auf, nahm seinen Hut und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Ich war sehr neugierig und fügte mich daher gern seinem Verlangen. Wir fanden in dem Hause Niemanden mehr anwesend, als die Indianerinnen, die in der Sprache ihres Volkes mit einander schwatzten. Der Tisch stand noch mitten in dem Zimmer und die Teller und Schüsseln gerade so, wie die Opfer des furchtbaren Giftes sie ver-

lassen. Das Fleisch hatte jedoch eine merkwürdige Farbe gewonnen und gab einen eigenthümlichen Geruch von sich. Mr. Ward schnitt ein kleines Stück davon ab und warf es einem Hunde vor. Das Thier fraß es und begann fast unmittelbar darauf furchtbar zu heulen, zu bellen, in die Luft emporzuspringen und allerhand Capriolen zu machen. Wir konnten nun nicht länger daran zweifeln, daß die Speisen vergiftet seien, und unser Verdacht fiel natürlich auf die beiden Indianerinnen.

Mittlerweile hatte sich eine bedeutende Menschenmenge versammelt und die beiden Indianerinnen wurden sofort festgenommen. Sie waren eben beschäftigt, die Schränke und Kisten zu durchwühlen und die besten und werthvollsten Sachen zusammenzupacken, um wahrscheinlich damit zu entfliehen. Anfangs leugneten sie jede Mitschuld an der schrecklichen That, als sie aber sahen, daß man ihnen nicht glaubte, legten sie ein freies und offenes Geständniß ab. Das Volk verlangte ihre sofortige Hinrichtung ohne irgend eine gesetzliche Form und sie wurden nach einem Baume in dem Thale geführt und hier ohne Erbarmen aufgehängt. Ihr Schicksal war entsetzlich, aber doch weit weniger entsetzlich als das ihrer Schlachtopfer. Es gab in Utah weder Irren- noch Armenhäuser, noch Spitäler, und einige von den Unglücklichen hatten Freunde, andere wiederum hatten keine. Viele rannten in die Wälder und verkrochen sich in die Höhlen und Grotten der Gebirge und flohen mit wilder Hast vor jedem menschlichen Antlitz. Einige starben und ihre bleichen Gerippe wurden von den Jägern gefunden. Andere wurden die Beute wilder Thiere. Bei den Kindern waren die Wirkungen weniger heftig und einige davon leben noch jetzt, obschon verkümmert am Körper und geschwächt am Geiste.

Als Weldy aus Californien wiederkam, fand er seine Felder von Unkraut und Dorngebüsch überwuchert, seine Viehheerden liefen wild in den Wäldern umher und sein Haus war der Wohnsitz von Eulen und Fledermäusen. Hätte man Beweise von seinem Tode gehabt, so wäre sein Besitzthum zum Nutzen der Kirche confiscirt worden, so aber ließ man alles in Verfall gerathen und in Trümmer gehen.

„Was nützt es, vergossene Milch lange zu betrauern?" war seine charakteristische Antwort, als man ihn von dem Vorfalle in Kenntniß setzte. „Ich habe meine Weiber eingebüßt, aber ich habe Gold erworben," und er schlug sich auf die Taschen. Und das Gold verschaffte ihm auch wieder Weiber. Väter von heirathsfähigen Töchtern fragten, weshalb er nicht wieder heirathe, denn sie wußten wohl, daß er etwas Ordentliches bezahlen konnte. Viele Mütter suchten diesen schändlichen Handel zu verhindern, aber ihre Einwendungen zogen ihnen nur Vorwürfe und Scheltworte zu.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Offenbarungen.

Ein Glück war es für alle Betheiligten, daß die rechtzeitige Entdeckung des Goldes in Californien die Aufmerksamkeit der Mormonen aufweckte und so viele ihrer besten Leute hinweglockte.

Diese fühlten, sobald sie dem Einflusse ihres Hohenpriesters einmal entrückt waren, daß ihr Eifer für die Kirche und Ausbreitung ihrer Grundsätze bedeutend abkühlte. Selbst die

Anführer schämten sich, als sie ihre Projecte und Anschläge vereitelt sahen, ihrer Verbrechen und viele wendeten sich wieder einer gesünderen Anschauung zu.

Ganz besonders war dies der Fall mit Mrs. Bradish, deren wirklich starkes Gemüth sich sehr bald von den Wirkungen vereitelter Hoffnungen und getäuschten Ehrgeizes erholte und die in Folge einer nicht selten vorkommenden Reaction der Ansichten wie aus einem Traume zu einer klaren Erkenntniß der Irrthümer erwachte, welchen sie bis jetzt gehuldigt. Diese veränderte Gesinnung war von der tiefsten Reue begleitet. Der wahre Charakter der Mormonenanführer, mit welchen sie sich befreundet, an deren Betrügereien sie Theil genommen und deren Verbrechen sie mit verüben helfen, stieg in seiner ganzen häßlichen Gestalt vor ihr auf und bitter waren die Thränen ihrer Reue und ihres Bedauerns.

„Und auch Ihr pecuniärer Verlust, Madame,“ sagte ich ihr eines Tages, als wir über diesen Gegenstand sprachen, „auch Ihr pecuniärer Verlust muß bedeutend gewesen sein, denn ich glaube, sie haben mir selbst gesagt, daß Ihr schönes Vermögen größtentheils Zwecken der Kirche gewidmet worden sei.“

„Mein Verlust an Vermögen ist allerdings bedeutend gewesen,“ entgegnete sie; „aber dies ist nichts gegen den Verlust an Redlichkeit und Gemüthsruhe, nichts gegen den Verlust an Selbstvertrauen. Ich bin von einem elenden Schurken getäuscht worden, während ich fest an meine eigene Schlauheit glaubte und das Ziel meines Ehrgeizes zu erreichen hoffte. Die ersten Anführer der Mormonen besaßen eine eigenthümliche bestrickende Kraft, welche sie an Allen ausübten, die in das Bereich ihres Einflusses kamen, wodurch sie Krankheiten zu heilen und Wunder zu thun vorgaben und die —“

„Jetzt allgemein unter dem Namen des Magnetismus bekannt ist,“ sagte ich sie unterbrechend.

„Ganz richtig,“ antwortete sie, „und dieser geheimnißvolle Einfluß, der damals so wenig bekannt war, trug in nicht geringem Grade zu seinem Erfolge und dem Erfolge seiner Verbündeten bei.

„Das Räthselhafte hierbei ist nur, wie Smith zu der Kenntniß dieses magnetischen Einflusses kam, ehe derselbe allgemein bekannt ward.“

„Das ist für mich kein Räthsel,“ entgegnete sie; „Smith erhielt diese Kenntniß und lernte alle Manipulationen von einem deutschen Hausirer, der ungeachtet seiner herabgekommenen Verhältnisse ein Mann von bedeutenden Kenntnissen und umfassender Gelehrsamkeit war. Smith bezahlte ihn sehr gut und der Deutsche versprach das Geheimniß zu bewahren.“

„Und Sie?“

„Ich lernte die ganze Sache von den Aeltesten. Ich war zugegen, als Smith Mr. Ward in der Kunst unterrichtete. Sie, Madame, wurden diesem Einflusse ebenfalls unterworfen und so ist es mit zehntausend anderen der Fall gewesen, die keine Ahnung davon hatten. Diejenigen, welche die Erfahrensten darunter sind, werden gewöhnlich ausgesendet, um unter den Ungläubigen zu predigen.“

Mrs. Bradish bedeckte das Angesicht mit den Händen und saß mehrere Minuten schweigend da.

„Die arme Ellen!“ sagte sie endlich, „welch ein Schicksal war ihr beschieden!“

„Und Mrs. Clarke!“ bemerkte ich.

„Ich habe mich auf mehr als eine Weise sehr an ihnen versündigt, eben so wie auch an Ihnen, Mrs. Ward.“

„An mir?“

„Ja! auch an Ihnen. Kennen Sie diesen Brief?“ und sie zog aus ihre Tasche ein Schreiben, welches ich sofort als das erkannte, welches ich vor mehreren Jahren an meine Freunde abgesendet. Groß war mein Erstaunen, aber sie ließ mir keine Zeit, das Wort zu ergreifen.

„Dieser Brief ist, wie sie sich leicht denken können, niemals abgesendet worden. Sie können leicht denken, daß eine Ihnen sehr nahestehende und theure Person der Anstifter dieses Betrugs war.“

„Ja, das sehe ich ein.“

„Mr. Ward traf Sie in jenem Postwagen, Sie gefielen ihm und er begann einen systematischen Betrug mit Ihnen zu spielen, um sich in den Besitz Ihrer Person zu setzen. Können Sie ihm verzeihen?“

„Ja, das kann ich, denn durch diesen Betrug habe ich das Glück der Liebe genossen.“

„Können Sie auch mehr als dies verzeihen?“

„Ich glaube es!“

„Und könnten Sie dem Manne verzeihen, der Sie durch eine erlogene Ehe betrogen hat? Könnten Sie dies verzeihen?“

„Quälen Sie mich nicht mit solchen Fragen. Unsere Ehe war keine erlogene.“

„Und das haben Sie mir zu verdanken, denn Ihr Gatte hatte die Absicht, Sie auf diese Weise zu betrügen und glaubte sogar eine Zeit lang, es sei wirklich geschehen.“

„Ist es möglich?“ fragte ich entsetzt über diese Verrätherei.

„Entsinnen Sie sich nicht mehr Ihres Erstaunens, daß Sie nicht aufgefordert wurden, die Verkaufsurkunde mit zu unterzeichnen, als Mr. Ward sein Grundstück verkaufte?“

„Allerdings entsinne ich mich dessen.“

„Und dies ist ein Beweis meiner Versicherung, daß er Sie damals nicht als seine rechtmäßige Gattin betrachtete. Wie sehr Mr. Ward Sie auch lieben mochte, so standen ihm die Interessen des Mormonismus doch höher und es lag in seiner Politik, auf diese Weise allen Ihren Ansprüchen zuvorzukommen, im Fall Sie ihn überlebten, denn er wünschte, daß sein Vermögen der Kirche zufallen sollte.“

„Und Sie entdeckten dies?“

„Ich war die Vertraute aller seiner Pläne und beschloß, gleich von Anfang an, daß an Ihnen kein Betrug verübt werden sollte. Allerdings bedurfte es einiger Gewandheit, um eine wirkliche Magistratsperson anstatt der vermeintlichen, die er haben wollte, herbeizurufen, ohne daß er die Täuschung bemerkte. Indessen es gelang mir und Sie wurden auf wirklich gültige Weise vermählt.“

„Weiß er es denn jetzt?“

„Allerdings und als ich ihn von der Wahrheit in Kenntniß setzte, dankte er mir tausendmal und sagte, ich hätte ihn glücklich gemacht und eine schwere Last der Schuld von seinen Herzen genommen. Als Mr. Ward nämlich zu den Mormonen ging, hegte er ehrgeizige Absichten und wünschte Anführer zu sein und demzufolge war er entschlossen, alle seine pecuniären Mittel mit darauf zu verwenden. Da ihm dies nicht gelang und sein besseres Gefühl wieder die Oberhand gewann, so begann er auch das Unrecht zu bereuen, welches er an Ihnen hatte verüben wollen und welches durch meine Vermittelung abgewendet worden war.“

Ich dankte ihr für das Interesse, welches sie zu meinem Gunsten an den Tag gelegt.

„O, es ist nichts,“ antwortete sie, „und dennoch wünsche

ich, daß Sie mich in gutem Andenken behalten, wenn ich nicht mehr da bin."

„Wo wollen Sie denn hin?"

„Nach Californien, dem Goldlande."

„Aber welche Beschäftigung können Sie dort finden?

„Nach allen Berichten, die mir von dorther zugekommen sind, sehr viel. Die Stillman's und Mrs. Beardsley gehen ebenfalls hin. Auch Harmer beabsichtigt dies, obschon er erst Emily ausfindig zu machen wünscht."

Hier schlug ein helles, silbernes, fröhliches Gelächter an unser Ohr. Wir schauten nach der Thür hin, woher es kam und bemerkten eine Gestalt, die halb hinter einem großen Busch mexicanischer Rosen verborgen war.

„Zeigen Sie sich," sagte Mrs. Bradish, indem sie die Gestalt in ihre Arme faßte und ihr die Hände von dem erröthenden Antlitz zog.

„Emily, ist es möglich! Wo sind Sie gewesen, Kind?"

„Gefangen gewiß nicht, nach Ihrem fröhlichen Antlitz zu urtheilen," sagte Mrs. Bradish. Und allerdings war Emily's Antlitz das Ebenbild des Frohsinns. Mrs. Bradish zog sie in das Haus und ließ sie auf einen Stuhl niedersetzen.

„Nun erzählen Sie uns, wo Sie gewesen sind," sagte sie.

„Das kann ich nicht," antwortete sie.

„Wir wissen schon etwas davon," sagte ich. „Sie wurden von den Indianern entführt."

„Welche es endlich müde wurden, Sie länger zu hüten und Sie deshalb wieder zurückbrachten," sagte Mrs. Bradish; „uns hat es nicht wenig Unruhe gebracht und Einige haben sogar den Tod davon gehabt."

Es ist nicht nöthig, hier das lange Gespräch mitzutheilen, welches folgte, oder die wechselseitigen Erklärungen, die auf

beiden Seiten verlangt und gegeben wurden. Emily verhielt sich jedoch über viele Punkte schweigend, über welche wir sehr gern Aufschluß gehabt hätten.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen,“ entgegnete sie, „ich kann nicht, weil es nachtheilige Folgen für meinen Vater haben könnte.“

„Ihren Vater?“

„Ja, unter meinen andern Abenteuern habe ich auch diesen entdeckt.“

„Und er ist kein anderer,“ sagte Mr. Bradish, „als der berühmte und furchtbare Anführer der Mormonen, Brigham. Ich habe dies längst vermuthet.“

„Ganz richtig,“ sagte Emily. „Es ist dies ein Umstand, der mich mit Kummer und Freude zugleich erfüllt. Ich empfinde jetzt nicht mehr jenes Gefühl von Einsamkeit, welches die Erinnerung an meine verlassene schutzlose Lage zu begleiten pflegte, denn er erkennt mich als seine gesetzmäßige Tochter an. Er war gesetzmäßig mit meiner Mutter verheirathet, obschon das Gerücht damals das Gegentheil behauptete und dennoch erfüllen mich die Umstände, unter welchen ich diese Entdeckung machte, mit Kummer und Entsetzen.“

Wir baten sie, diese näheren Umstände zu erzählen, aber sie weigerte sich beharrlich und nun erfuhren wir, daß Brigham seine Verwandtschaft mit ihr erst am Tage zuvor ermittelte, während er ihre Bewerbung um ihre Hand erneuerte, und daß der von ihrer Mutter ihr hinterlassene Brief von ihm als ein gültiger Beweis zur zweifellosen Feststellung der Thatsache betrachtet wurde.

„Und Sie waren wirklich in seinem Hause?“ sagte Mrs. Bradish, „ohne daß seine Frauen davon wußten?“

„Wenigstens einen Theil der Zeit war ich in seinem Hause

und sie wußten es alle," sagte Emily. „Natürlich durften sie das Geheimniß nicht ausplaudern, und nachdem ich in diesem Hause gelebt, bin ich mehr als je von der Sünde und Schmach der Vielweiberei überzeugt."

„Und dennoch habe ich mehrere Frauen gehört, welche dieses Institut billigen."

„Aber Sie dürfen nicht vergessen, Mrs. Bradish," sagte Emily, „daß nur sehr wenige Frauen, welche die Uebel der Polygamie erfahren haben, in den Stand gesetzt gewesen sind, ihre Gesinnungen auszusprechen. So habe ich zum Beispiel eine Frau gekannt, welche, wie ich gewiß weiß, dieses Institut verabscheuete und dennoch gezwungen ward, einen langen Brief an ihre Mutter zu schreiben, worin sie ihre Lage als höchst angenehm schilderte, obschon ihr Gatte mehrere Frauen hatte. Und dieser selbe Brief kam in die Zeitungen, machte die Runde durch die ganze Union und kam sogar wieder nach Utah mit ihrer Namensunterschrift, obschon sie keine Ahnung davon gehabt hatte, daß man einen solchen Gebrauch davon machen werde."

„Wir alle wissen, daß die Frauen hier zurückgesetzt werden. Das Schlimmste dabei ist, daß ihnen keine gesetzliche Hülfe zur Seite steht. Das Aeußerste und in der That das Beste, was eine Frau hier thun kann, ist, daß sie sich in ihre Umstände fügt und mit ihrem Loos zufrieden ist. Wer wollte sich beklagen, wenn man weiß, daß durch Klagen die Sache nur noch schlimmer werden würde. Um die Polygamie richtig zu würdigen, muß man sie aus eigener Anschauung kennen gelernt haben. Man muß an demselben Tische sitzen, wo ein Dutzend Frauen und eine Menge Kinder eines und desselben Mannes ihre täglichen Mahlzeiten zu sich nehmen; man muß sehen, wie diese Frauen sich auf eine Weise anfeinden, die

selbst die äußerste Autorität des Mannes, Schläge, Einkerkerung und Scheidung nicht zu unterdrücken vermögen."

„Und dennoch geht die ganze Tendenz des Mormonismus darauf hin, dieses System zu einem dauernden zu machen."

„Das ist allerdings der Fall; man will die Frauen in einen Zustand der Hilflosigkeit und Abhängigkeit versetzen. Schon jetzt muß eine Frau, wenn sie nicht umkommen will, einen Gatten und Vater haben, der ihr Nahrung und Kleidung gewährt. Eine lohnende Beschäftigung ist ihr nicht möglich, denn von Arbeitslohn ist nicht die Rede. Wenn ein Mann weibliche Arbeiten verrichtet zu haben wünscht, so nimmt er noch eine Frau, die von ihm weiter nichts zu fordern hat, als ihre Ernährung. Wenn eine Frau mit ihrem Loose unzufrieden wird, so trennt sich der Mann von ihr und wie soll sie dann leben? Sie muß betteln. Aber das Gesetz verbietet das Betteln, das Gesetz verbietet die Unterstützung herumziehender geschiedener Frauen und es ist kein öffentliches Gesetz, welches der Kritik unterworfen wäre, sondern ein Gesetz der Kirche, welches eben so mächtig und noch gefährlicher ist, weil es heimlich ist."

„Und dennoch wollen Sie heirathen?" sagte Mrs. Bradish; „ohne Zweifel erwarten Sie, daß Ihr Gatte so gut und so liebevoll sein wird, Sie niemals durch die Nähe eines andern Weibes zu betrüben."

„Ich werde es ihm unmöglich machen, solches zu thun," erwiederte Emily. „In wenig Tagen verlasse ich Utah, um nach Californien zu gehen."

„Und wird Harmer mit Ihnen gehen?"

„Das wird allerdings beabsichtigt."

„Also haben Sie schon mit ihm gesprochen?"

„Ja wohl. Er kam heute früh in Geschäften in das Haus

meines Vaters. Ich saß in dem gewöhnlichen Empfangszimmer zu seinen Füßen. Aus unserer anscheinenden Vertraulichkeit schloß er, daß die Verbindung, der er so abgeneigt war, wirklich vollzogen worden sei. Ich erhob mich jedoch sofort, reichte ihm die Hand und stellte ihm meinen Vater vor. Sein Erstaunen läßt sich eher denken als schildern. Es wich jedoch den lebhaftesten Empfindungen der Freude als der alte Herr versprach, unsern Bund zu segnen und sogar froh zu sein schien auf diese Weise einen Vorwand zu haben, sich unserer zu entledigen."

„Ist er von Ihrer bevorstehenden Abreise unterrichtet?"

„Allerdings und er ist nicht blos damit einverstanden, sondern sagte, er hoffe, daß auch Alle, die mit seiner Regierung unzufrieden seien uns begleiten möchten, denn er wünsche, daß nur Gläubige die Stadt der Heiligen bewohnten."

„Der Himmel gebe, daß Alles so kommen möge wie Sie es wünschen, doch ist es wohl zu entschuldigen, wenn ich meine Zweifel habe. Auf dieser Welt ist Alles außerordentlich ungewiß," sagte ich.

In diesem Augenblick traten Mr. Ward und mehrere Andere herein. Sie wünschten Emily alles Glück zu ihrer anerkannten Verwandtschaft, so wie zu ihrer bevorstehenden Vermählung und der Aussicht zu ihrem künftigen Aufenthalte in dem Goldlande. Mrs. Bradish schien munterer und lebhafter zu sein, als ich sie seit einiger Zeit gesehen, sprach von ihren wahrscheinlichen Abenteuern beim Uebergange über die Schneegebirge und ihrer Hoffnung in den „Diggings" recht bald eine goldene Ernte einzusammeln.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Geheimnisse.

Mit meinem Aufenthalte unter den Mormonen hatte ich mit ihnen so wenig allgemeinen Verkehr als möglich, besuchte selten ihre Versammlungen und erfuhr nichts von ihren politischen oder kirchlichen Angelegenheiten, wenn nicht der Zufall etwas davon zu meiner Kenntniß brachte. Ich war keine Anhängerin ihrer Lehren und war es nie gewesen und hätte blind und taub sein müssen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß das ganze System sich auf nichts als Gaukelei und Betrug gründete und daß alle mögliche geheime Künste angewendet wurden, um die Schwachen, die Harmlosen und die Unvorsichtigen zu hintergehen und zu täuschen. Eins aber konnte ich nicht ergründen, ein Geheimniß war mir gänzlich unlösbar und obschon ich von Natur nicht argwöhnisch oder mißtrauisch bin, so war es mir doch unmöglich, mich in dieser Beziehung eines schweren Verdachtes zu erwehren.

Mehrere Umstände, die einzeln genommen ziemlich unwichtig erschienen, aber im Ganzen betrachtet, eine große Bedeutung erlangten, hatten mich auf den Verdacht gebracht, daß die Kirche der Mormonen der Mittelpunkt einer geheimen Organisation sei, deren Pläne und Complotte der schwärzesten Gattung angehörten. Ich wußte daß seit vielen Jahren der Abschaum der Gesellschaft, freigelassene Gefangene und grau

gewordene Verbrecher ungehinderte Aufnahme fanden. Ich hatte Kenntniß von politischen Machinationen und Raubzügen gegen die hülflosen nichtsahnenden Auswanderer und dennoch hatte ich gehofft, daß diese Dinge ihren Grund mehr in den persönlichen übeln Gesinnungen der Anführer der Mormonen hätten, als in der unbedingten und unveränderlichen Natur der Grundsätze der Mormonenkirche. Ich wußte, daß etwas, das an und für sich rein und himmlisch ist, gemißbraucht werden kann, um die Pläne der Bösen zu begünstigen, ich begann zu argwöhnen und entdeckte auch endlich, daß die Wurzel des Uebels in dem Mormonismus selbst lag, daß ein Mormone, wenn er den Principien seiner Kirche gemäß handelte, heuchlerisch, sinnlich und alles Gewissens bar sein mußte. Gehörte mein Gatte auch dieser Klasse an?

„Sprich nicht schlecht von einer Brücke, die Dich sicher hinüber führt," ist ein altes Sprüchwort, und wenigstens war er mir stets mit Freundlichkeit und Zuneigung begegnet. Jetzt aber gedachte ich der Mittheilungen, die Mrs. Bradish mir gemacht, des Betrugs, den er mir bei unserer ersten Bekanntschaft gespielt und der nur ein Beweis mehr zu sein schien — doch es geziemt einem Weibe nicht, schlecht von ihrem Gatten zu sprechen. Bei mehreren Gelegenheiten hatte ich das geheimnißvolle und unerklärliche Verschwinden mehrerer Personen bemerkt. Es waren dies keine speziellen oder intimen Freunde von mir gewesen, auch hatten sie nicht dem Kreise angehört, in welchem ich mich zu bewegen pflegte, sondern es waren Leute gewesen, deren Gesichter mir bekannt waren, weil sie mir zuweilen auf der Straße begegneten und deren Namen ich hatte nennen hören. Und dennoch rief dieses unerklärliche Verschwinden niemals eine Bemerkung oder Nachforschung hervor, nämlich nicht von Seiten Derer, welche

die Sache hätten in die Hand nehmen sollen. Sie waren weg und damit war die Sache zu Ende. Wo sie aber waren und wer sie hinweggezaubert hatte, das war eine andere Frage. In allen Fällen aber waren die auf so geheimnißvolle Weise entfernten Personen Feinde der Person oder der Regierung Brigham's und zuweilen war bekannt, daß sie darnach getrachtet hätten, ihn zu verdrängen oder seine Herrschaft zu theilen. Lawrence und Irene gehörten mit zu dieser Zahl. Sie hatten mit einander in einem kleinen Hause gewohnt und man sah Irene täglich mit ihm in dem kleinen Garten spazieren gehen. Plötzlich aber war die Thür ihres Hauses verschlossen, ihr Garten war einsam und ihre Hausthiere liefen frei umher, bis sie auf Befehl der Kirche aufgefangen wurden. Nach den Eigenthümern aber ließ die Kirche keine Nachforschung anstellen. Mr. Ward sagte, sie seien vielleicht verreist. Uebrigens sagte er, begriffe er nicht, wie man ihn fragen könne, wo diese Leute wären, da er doch nicht ihr Hüter sei.

Diese war die Sprache Kains. Aber ich verbannte den Gedanken. Eben so geheimnißvoll war das Verschwinden Anderer gewesen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der mit einer Gesellschaft Auswanderer Utah besucht hatte, lernte ein junges Mädchen lieben, welches einer Mormonenfamilie angehörte, obschon sie nicht Tochter des Hauses war. Seine Neigung ward von der jungen Dame erwiedert, deren Hand ein Mormonenältester begehrte, obschon er bereits neun Frauen besaß. Keine Gefahren ahnend und nur an die Befriedigung seiner Leidenschaft denkend, blieb der junge Mann, während seine Freunde ihre Reise weiter fortsetzten, in Utah zurück. Arabel war von Anbeginn seiner Aufmerksamkeit an streng überwacht worden, aber die Liebe spottet aller Wachsamkeit und sie hatten eine Flucht schon verabredet. Diese war auf

eine unerklärliche Weise verrathen worden und die junge Dame sprang aus dem Fenster des Zimmers, in welchem sie gefangen gehalten ward, nicht in die Arme ihres Geliebten, sondern in die des Mannes, den sie haßte und verabscheuete. Aber wo war ihr Geliebter? Noch bis auf den heutigen Tag weiß es Niemand, obschon es Personen giebt, deren Wangen bei Nennung seines Namens erbleichen. Mehrere Frauen verschwanden auf dieselbe Weise, größtentheils waren es unzufriedene Ehefrauen. Brigham erklärte in einer unter seiner Oberaufsicht stehenden Zeitung sehr lakonisch, die Indianer stellten den Frauen der Mormonen sehr nach und wenn die Männer ihre Weiber nicht sorgfältiger in Acht nähmen, so würden noch mehrere davon verloren gehen. Merkwürdig aber war es doch, daß die Indianer blos solchen Frauen nachstellten, die ihren Ehemännern anstößig und unbequem waren.

Eine junge sehr einnehmende Dame kam mit einem Auswandererzug an, dessen Reiseziel Oregon war. Sie ward mit einem Manne bekannt, der, wie er vorgab, noch unverheirathet und im Besitz eines großen Vermögens war. Es wurden noch andere Künste und Intriguen in Anwendung gebracht und endlich willigte sie ein, seine Gattin zu werden. An einem Morgen fand die Vermählung statt und noch an demselben Tage setzten ihre Freunde ihre Reise fort. Man denke sich aber die Bestürzung und das Erstaunen der jungen Frau, als sie in das Haus ihres Bräutigams trat und dasselbe bereits von einem Weibe bewohnt fand, dessen ganzes Aussehen das Gemüth einer Tigerin verrieth. Sie nahm von der neuen Gattin keine weitere Notiz, als diese ihr befahl, in die Küche zu gehen und nicht zu vergessen, daß dies hinfort ihr Platz sei. Julie sah ihren Gatten an.

„Margarethe hat Recht, liebes Kind,'' sagte er; „Du

mußt ihr stets gehorchen, denn nur unter dieser Bedingung hat sie darein gewilligt, daß ich Dich hierherbringe."

Julie war zu bekümmert, als daß sie hätte sprechen können und begab sich in die Küche, wie ihr befohlen worden. Von dieser Stunde an tyrannisirte die erste Frau die zweite auf eine Weise, welche fast allen Glauben übersteigt. Vergebens bat Julie ihren Gatten um Hülfe und Schutz.

„Die erste Pflicht des Weibes ist Gehorsam."

„Gehorsam gegen Dich," entgegnete Julie.

„Gehorsam gegen mich schließt auch Gehorsam gegen sie ein," sagte er; „denn es ist mein Befehl, daß Du Margarethen gehorchen und dienen sollst; behellige mich aber nicht mit solchen Beschwerden."

Und auf solche Weise war Julie gezwungen, schwere Hausarbeiten zu verrichten und mußte sich nicht selten körperliche Züchtigungen der empörendsten Art gefallen lassen. Obschon nämlich die Gesetze des Mormonismus verbieten, daß eine Frau die andere strafe, so steht es doch dem Gatten vollkommen frei, diese Gesetze jeden Augenblick zu suspendiren, wenn er es für nöthig findet.

Julie fand, daß das Elend ihrer Lage sich mit jedem Tage vermehrte und setzte endlich ihren Gatten in Kenntniß, daß sie sich entschlossen habe, ihn mit dem ersten Auswandererzuge, welcher durchkäme und welcher täglich erwartet ward, zu verlassen. Der Mann war damit einverstanden, sagte er wolle ihr das dazu nöthige Geld geben und schien vollkommen zufriedengestellt. Zwei oder drei Abende später verschwand sie und niemals ward wieder etwas von ihr gehört und gesehen. Einige der Frauen gaben ihr Erstaunen darüber zu erkennen, wurden aber durch einen Aeltesten zum Schweigen gebracht, welcher ihnen versicherte, sie sei leibhaft vom Satan geholt

worden, weil sie sich erdreistet, mit ihrem glücklichen Loose unter den Kindern Gottes unzufrieden zu sein.

Eine andere Quelle des Schreckens war die fortwährende Ausübung des Lynchgesetzes und auch hier waren größtentheils die Frauen die Schlachtopfer. Beging eine Frau irgend etwas, wodurch die Polygamie in Mißcredit gebracht ward, entlarvte sie die Sinnlichkeit eines Aeltesten oder gab sie Mißbilligung des bestehenden Standes der Dinge zu erkennen, so stand zu erwarten, daß sie von irgend einer gräßlichen Strafe ereilt ward sobald den Heiligen und Auserwählten etwas zu Ohren kam. In dieser Beziehung gestalteten sich die Dinge täglich und fast stündlich schlimmer.

Bei unserer ersten Ankunft am Salzsee und einige Zeit nachher genossen wir einen ziemlichen Grad von Freiheit. Allmählig aber wurden die Zügel immer straffer angezogen, bis es endlich schien, als ob sogar unsere Gedanken einer geheimen Ueberwachung unterworfen wären. Und das Schlimmste hierbei war das tiefe unergründliche Geheimniß, welches in diesen Dingen obwaltete. Strafen wurden vollstreckt wegen unüberlegt ausgesprochener Worte lange nachdem die Worte und die Gelegenheit dazu vergessen waren. Das Lynchgesetz ward unbarmherzig an hülflosen Schlachtopfern vollzogen die von den Verbrechen, deren man sie beschuldigte, gar keine Kenntniß hatten. Wenige Frauen die auf diese Weise gezüchtigt wurden, erholten sich wieder von den Folgen und viele wurden aus purer Furcht davor halb wahnsinnig. Eine arme Frau, welche im Beisein eines Mormonenältesten zu einem Auswanderer gesagt hatte, die Vielweiberei sei ein abscheuliches Institut und die zum Beweise dessen einige ihrer Leiden und Anfechtungen erzählt, ward eines Nachts, als sie ausging Wasser zu holen, gepackt, geknebelt, eine halbe Stunde weit

in den Wald geschleppt, nackt ausgezogen, an einen Baum gebunden und blutig gepeitscht, worauf man sie verließ bis die nächste Nacht, wo dann ihre Peiniger wiederkamen, sie nach dem Hause ihres Gatten trugen und sie auf die Thürschwelle legten wo sie bis den nächsten Morgen liegen blieb. Ließ sich wohl erwarten, daß sie sich von einer so grausamen Mißhandlung wieder erholte? Sie blieb lange Zeit krank. Die übrigen Frauen ihres Mannes weigerten sich, sie zu warten und zu pflegen und endlich starb sie.

Eine andere Frau ward, als sie in der Abenddämmerung nach Hause ging, von einem Reiter plötzlich auf's Pferd gehoben, an einen abgelegenen Ort gebracht und an Mund und Zunge mit einem glühenden Eisen gebrannt, obschon man sich weigerte, ihr zu sagen, was sie verbrochen und sie sich selbst keines Vergehens bewußt war.

Solche Dinge kamen durchaus nicht selten, sondern sehr häufig vor und der weibliche Theil der Bevölkerung schwebte daher stets in Furcht und Zittern.

Es dauerte lange, ehe ich mich vollständig überzeugte, daß alle diese Dinge das Ergebniß eines systematischen Planes sei. Die Männer, das wußte ich, besaßen fast unumschränkte Gewalt in Bezug auf Bestrafung der Frauen. Dieses Lynchen aber, welches erst in neuerer Zeit aufgekommen war, erfüllte jede mit zehnfacher Angst wegen des Geheimnisses, welches dabei obwaltete und nachdem es einmal in Aufnahme gekommen, so verdrängte es bald alle andern Strafen durch Scheidung, Schläge oder einsame Haft. Wenigstens schien dies der Fall zu sein, denn nachdem das Lynchen mode geworden war, hörten wir noch sehr wenig von häuslichen Züchtigungen und dies sah allerdings aus als ob die ganze Sache heim-

lich so verabredet sei. Kein Wunder, daß die bravsten Frauen von fortwährender Angst und Furcht gepeinigt wurden.

Bei diesem Stande der Dinge kann man sich nicht wundern, wenn ich fürchtete, daß die mir befreundeten Personen, welche sich eben zur Reise nach Californien rüsteten, plötzlich auf eine geheimnißvolle und unerklärliche Weise aus dem Wege geräumt würden. Einmal wagte ich sogar, Mr. Ward diese Befürchtung zu erkennen zu geben.

Er sah mich mit prüfendem und forschendem Blicke an. „Warum fürchtest Du das?" fragte er.

„Weil andere eben so plötzlich und seltsam verschwunden sind und —"

„Nun was?"

„Ich weiß es selbst nicht, es ist als ob eine geheime Ahnung —"

„Ich glaube nicht an Ahnungen," sagte er finster, und damit war das Gespräch zu Ende.

Einige Tage darauf kam er zu mir, während ich allein in meinem kleinen Zimmer saß und sagte:

„Marie, ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen. Es ist um Deiner eigenen Sicherheit und um Deines Wohles willen nöthig, daß Du mich anhörst. Tausend unbestimmte Befürchtungen, tausend entsetzliche argwöhnische Gedanken durchzuckten mein Gehirn; mein Kopf schwindelte, es ward mir übel, meine Augen umflorten sich und ich wäre niedergesunken, wenn mein Gatte nicht herbeigesprungen wäre und mich nicht in seine Arme gefaßt hätte."

„Du brauchst nicht zu erschrecken," sagte er in besänftigendem Tone; „ich wünschte Dir blos einen Rath zu ertheilen. Marie, liebe Frau, du bist in Deinen Reden etwas unvorsichtig gewesen."

Ich fühlte, daß hierin etwas Wahres liegen könnte, obschon ich vor Aufregung keines Wortes mächtig gewesen war.

„Zittre nur nicht, Marie, es will Dir Niemand etwas zu leide thun," sagte er, „aber verstehst Du etwas von Mormonismus."

„Etwas, aber sehr wenig," flüsterte ich, „Du weißt, daß ich ihre Versammlungen sehr wenig besuche."

„Du weißt etwas und muthmaßt etwas, nicht wahr?" und seine Augen suchten die meinen. Ich konnte ihren Anblick nicht ertragen.

„Was soll ich muthmaßen?"

Einen Augenblick lang ward sein Gesicht zornig und nahm dann einen ernsten Ausdruck an.

„Dieses Wortspiel ist durchaus nicht am rechten Orte und es ist vergeblich, wenn Du versuchst mich zu täuschen. Ich weiß recht wohl, was Du argwohnst und nun antworte mir offen, hast Du diesen Argwohn gegen Jemanden ausgesprochen?"

„Ich kann mich nicht genau besinnen, was ich vielleicht gesagt habe, doch glaube ich nicht, daß mir meine Aeußerung hierüber entfallen ist. Aber gesetzt, es wäre auch der Fall gewesen, was wäre denn auch dabei?"

„Das kann ich nicht genau sagen," entgegnete Mr. Ward; „aber Du hast Augen und mußt doch blind sein, Du hast Ohren, darfst aber nicht hören, Du hast Verstand, darfst Dir aber nichts davon merken lassen. Was Du argwohnen magst, so sprich doch nicht diesen Argwohn aus; was Du auch denkst, so kleide es doch niemals in Worte. Es ist dies der einzige Weg, den Du oder sonst Jemand mit Sicherheit wandeln kannst."

„Aber, lieber Ward, willst Du mir nicht sagen, warum ich das thun soll?“

„Ich darf nicht! meine Liebe, aber verlaß Dich darauf, es ist so!“

„Ich glaube es wohl, aber darf ich noch eine Frage an Dich richten?“

„Ja, meine Liebe, ein Dutzend, wenn Du willst.“

„Und wirst Du sie mir der Wahrheit gemäß beantworten?“

„Wahrscheinlich, wenn es mit meinen Pflichten vereinbar ist! Ich habe nämlich Verbindlichkeiten übernommen, über die ich mich nicht aussprechen kann noch darf; Du darfst mich nicht einmal in Versuchung bringen, diese Verbindlichkeiten zu übertreten, weil — weil — doch es kommt nichts darauf an — es ist ein vollgültiger Grund vorhanden, über den ich mich nicht weiter aussprechen kann.“

„Du weißt, lieber Ward, daß viele Personen plötzlich und auf geheimnißvolle Weise verschwunden sind. In der That scheint es bald, als dürfte man sich nach Einbruch des Abends nicht mehr aus dem Hause wagen, wenn man sich nicht der größten Gefahr aussetzen will. Ist dies nicht so?“

„Allerdings,“ sagte Mrs. Ward und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Viele arme Frauen sind sehr grausam behandelt worden, ohne zu wissen, wofür sie litten und wer ihre Peiniger waren. Nun möchte ich nämlich wissen, ob diese Handlungen ihren Grund in persönlicher Bosheit und Rachsucht haben oder ob die Kirche sie anbefohlen hat, um dadurch Gehorsamkeit zu erzwingen.“

„Das kann ich nicht sagen, Marie.“

„Weißt Du es wirklich nicht, lieber Ward?“

„Selbst zugegeben, daß ich es wüßte, so darf ich es doch nicht sagen.“

„Dann ist es also die Kirche, denn wenn die Schuld auf unverantwortlichen Schultern lastete, so würdest Du mir es gewiß ohne Weiteres sagen.“

„Du gehst von falschen Voraussetzungen aus und Deine Schlüsse sind übereilt,“ sagte Mr. Ward, „hüte Dich aber vor Neugier. Neugier war die Sünde, welche unsere ersten Eltern in's Verderben stürzte.“

„Aber wie kann ich umhin, Neugier zu empfinden, wenn so seltsame Dinge vorgehen?“

„Es ist in Utah nicht so auffallend, wenn widerspenstige Frauen gezüchtigt werden, meinst Du nicht auch?“ sagte Mr. in ziemlich ernsthaftem Tone.

„Nein, Mr. Ward, es ist allerdings nicht auffallend und eben das häufige Vorkommen solcher Bestrafungen hat mich mit den größten Befürchtungen erfüllt.“

„Und dennoch, liebes Kind, mußt Du wissen, daß die Franzosen solche Musterbilder von Liebenswürdigkeit und Gehorsam sind, wie sie sein sollten. Denke an Mrs. Foster und an das furchtbare Verbrechen, welches sie beging. Verdiente dieses vielleicht keine Strafe?“

„Ihr Gatte hatte die erste Schuld, weil er ihr Gelegenheit gab, dieses Verbrechen zu begehen.“

„Nein, nein, mit einem solchen Raisonnement kommst Du nicht durch.“

„Aber ich muß damit durchkommen, weil es die Wahrheit ist. Mrs. Foster war in einem Lande erzogen und verheirathet, wo das Gesetz, das Evangelium und alles andere die Vielweiberei als ein großes Verbrechen betrachtet. Sie erfüllte alle Pflichten eines Weibes auf die untadelhafteste Weise so lange

ihr Gatte ihr treu blieb. Plötzlich aber bringt er sie hierher und beleidigt ihr Gerechtigkeit- und Schicklichkeitsgefühl dadurch, daß er noch eine Frau nimmt und zwar ein schwächliches kränkliches Geschöpf, und nicht im Stande, sich oder die Kinder zu versorgen, die sie jährlich zur Welt brachte. Auf diese Weise sah sich Mrs. Foster genöthigt, alle Hausarbeiten zu verrichten, ihre Nebenbuhlerin zu pflegen und der Sklave der Kinder dieser Nebenbuhlerin zu sein. Es war keine Aussicht auf Entrinnen und keine andere Möglichkeit zu einem Auswege vorhanden, als nur durch den Tod. Manche Frauen hätten sich vielleicht selber das Leben genommen, Mrs. Foster wollte lieber die Ursache ihres Ungemachs beiseite schaffen. Sie that es, ward bei dem Verbrechen ertappt und aufgehängt, nachdem man sie vorher zum abschreckenden Beispiele für andere Frauen auf das Fürchterlichste gegeißelt."

„Und bedurften denn andere Frauen eines so abschreckenden Beispiels?"

„Allerdings ist dies meine Meinung und es muß auch die Deinige sein; ist sie es nicht, so wirst Du wohl daran thun, Dich nicht darüber auszusprechen. So viel kann ich Dir sagen, daß verdächtige Personen durch die Behörden der Kirche überwacht und die von der Kirche ausgesprochenen Strafen auch vollstreckt werden. Dabei aber ist die strengste Geheimhaltung ein Theil unserer Politik und die Kenntniß, die Du jetzt besitzt, würde Dir, wenn Du sie aussprechen wolltest, das Leben kosten."

„Mrs. Bradish und Mr. Harmer werden Eure Geheimnisse schwerlich bewahren, wenn sie in Californien ankommen. Auch Emily weiß mehr als ich. Wie steht es dann mit diesen?"

„Wenn sie nach Californien kommen," wiederholte Mr. Ward.

Diese Worte waren an und für sich sehr einfach, aber der Ton und der Blick, wovon sie begleitet waren, flößten mir die bangsten Befürchtungen ein.

„Ja! wenn sie dorthin kommen, Mr. Ward, oder wird man sie daran verhindern?“

„Wie kann ich das wissen? Tausenderlei Dinge, die ich nicht ändern kann, sind ihnen daran vielleicht hinderlich. Der Himmel möge es geben, wenn sie die Absicht haben, der Kirche und den Heiligen Schaden zuzufügen. Indessen, im Grunde genommen,“ fuhr Mr. Ward fort, „obschon sie vielleicht viel muthmaßen, so wissen sie doch sehr wenig; und von unseren geheimsten und wichtigsten Angelegenheiten haben Sie kaum eine Ahnung. Wir lernten bald mißtrauisch gegen Mrs. Bradish sein, denn wir sahen gleich von Anfang an, daß sie die Absicht hatte, zuletzt zu herrschen, und da wir dies wußten, so waren wir der Ansicht, — und die Umstände haben die Richtigkeit unseres Urtheils gerechtfertigt — daß sobald ihre Pläne einmal vereitelt wären, sie uns auch ohne Weiteres verlassen würde.“

„O wie wünschte ich, daß ich mit ihr und ihren Begleitern auch gehen könnte, sagte ich.

„Fühlst Du Dich unglücklich, wie?“ fragte er.

„Persönlich nicht, aber wohl in Hinblick auf meine Umgebung.“ Dieser Ort hier ist ein förmliches Sodom, das mußt Du selbst einsehen. Wie unglücklich und elend sind die Frauen, wie verwahrlost die Kinder; was soll hier in diesem Sündenpfuhl aus Deinen beiden Töchtern werden? Vielleicht das zehnte oder zwanzigste Weib irgend eines sinnlichen Thieres, welches nur nach Befriedigung seiner Gelüste trachtet.“

„Ruhig, ruhig, sagte Mr. Ward, wenn Du dies zu Je=

mand andern sagen wolltest; so würdest Du Dich einer unausbleiblichen Strafe aussetzen."

„Das ist eben der Grund, aus welchen ich fortzukommen wünsche."

„Selbst dieser Wunsch würde, wenn er bekannt wäre, als ein Verbrechen betrachtet werden."

„Aber was sollen wir armen Frauen denn machen?"

„Ihr müßt mit Eurem Loos zufrieden sein."

„Und wenn dies unmöglich ist?"

„Schweig, Marie; schon mehr als einmal sind Deine Worte weiter erzählt worden und ich habe allen meinen Einfluß aufbieten müssen, um Dich vor Strafe zu retten. Lange würde mir dies nicht mehr möglich sein. Ich erwähne dies, damit Du auf Deiner Hut bist und Dich nicht unnöthig in Gefahr begiebst."

„Aber wer hat denn meine Worte wiedererzählt?"

„Das weiß ich nicht; nach unsern Gesetzen wird kein Angeber genannt."

In diesem Augenblicke kam Gesellschaft. Ein Aeltester war es mit seiner sehr jugendlichen siebenten Frau. Diese entfernte sich jedoch bald darauf, obschon ihr Mann noch dablieb, um sich mit Mr. Ward zu besprechen und ich zog mich auf mein Zimmer zurück.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Licht.

Unsere Zimmer befanden sich in einem und demselben Stockwerke und waren nur durch eine dünne Scheidewand getrennt; obschon ich daher durchaus nicht die Absicht hatte, das Gespräch zu behorchen, so erlangte ich doch, ohne es zu wollen, Kenntniß davon. Es handelte sich dabei nicht um theologische Gegenstände, sondern um die Enthüllung eines Verbrechens, dessen Scheußlichkeit mich mit Entsetzen erfüllte.

Ein junger amerikanischer Offizier hatte vor einiger Zeit die Mormonenstadt besucht, ob in Geschäften oder zum Vergnügen, weiß ich selbst nicht. Nur wenige Personen befanden sich in seiner Begleitung und diese wurden von den Aeltesten der Mormonen gastfreundlich empfangen und bewirthet. Gunison, der Anführer, war ein Mann von Talenten, ein schlauer Beobachter und besaß dabei einen nicht geringen Grad von jener weiblichen Untugend, die man Neugierde nennt. Er wußte, daß die Vielweiberei bei uns im Schwange war, schien aber durch die Berichte, welche ihm der männliche Theil der Bevölkerung darüber gab, so wie durch ihr Lob dieses Instituts nicht befriedigt zu werden, und bemühte sich daher auf verschiedene Weise auch das Urtheil der Frauen darüber zu erfahren. Sobald seine Absichten bekannt wurden, ward er der strengsten Ueberwachung unterworfen, und keiner Frau erlaubt,

mit ihm zu sprechen. Einige seiner Leute jedoch waren glücklicher und zwei von ihnen entdeckten weitläufige Verwandte, welche sich über den Mormonismus und die Vielweiberei aussprachen, dabei aber zugleich verlangten, daß man sie wieder mitnehme, weil ihr Zustand unerträglich sei und sie lieber alle Strapazen der langen Rückreise zu der Welt und Civilisation ertragen wollten, als noch länger unter den Mormonen bleiben. Vielleicht kannten diese Frauen die Gefahr nicht, welcher sie dadurch ihre Freunde aussetzten oder achteten bei ihrem lebhaftem Wunsche zu entfliehen, nicht hinreichend darauf. Vielleicht vertrauten sie auf den Zufall oder auf die Vorsehung, und es gelang ihnen auch wirklich, glücklich aus der Salzseestadt zu entkommen. Da man ihre Abwesenheit zu derselben Zeit entdeckte, wo Gunison abreiste, so hatte man ihn natürlich sogleich im Verdacht, daß er sie entführt habe. Die Wuth der Aeltesten, als sie dies erfuhren, kannte keine Grenzen. Sie sprachen sich über den tapfern Offizier und seine Begleiter auf die schmachvollste Weise aus und es ward sofort eine Versammlung berufen.

So viel wußte ich damals, aber das Ergebniß dieser Berathung und die Mordthaten, welche die Folge davon waren, erfuhr ich erst aus dem vorhin angedeuteten Gespräch. Es ergab sich ferner, daß Gunison sich auch auf andere Weise und namentlich durch die Entdeckung mehrerer geheimen Anschläge der Mormonen diesen mißliebig und furchtbar gemacht hatte. Auf jeden Fall ward es eine Forderung ihrer mörderischen Politik, seinen Untergang herbeizuführen.

Kaltblütig und mit aller nur erdenklichen Selbstgefälligkeit erzählte der Mormonenälteste die Geschichte ihrer blutigen That — wie die Gunison nachgesendete Schaar glücklich ihren Weg fortsetzte, wie der Herr sie seine Spur finden ließ, wie sie derselben viele Tage folgten und ihn endlich mit seinen Be-

gleitern auf einem Hügel lagernd, entdeckten. Der Anführer der Schaar befahl, von plötzlicher Begeisterung erfaßt, seinen Leuten, daß jeder seinen Mann auf's Korn nehme. Nachdem sie ihre Büchsen abgefeuert, stürzten sie mit ihren Messern und Tomahawks über die Verwundeten her und tödteten sie vollends. Der Anführer erklärte, der Fluch Gottes würde auf ihnen lasten, wenn sie einen einzigen leben ließen, mit Ausnahme der Frauen, denen ein noch grausameres Schicksal vorbehalten war.

„Und was machte man denn mit den Frauen?" fragte Mr. Ward.

„Man führte sie in den Fluß, band ihnen die Kleider über den Köpfen zusammen und ertränkte sie," sagte der Aelteste. „Der Herr schenkte uns hierbei sein Gedeihen und wird es uns auch ferner schenken."

Auf diese Weise hörte ich, daß diese erfolgreiche Niedermetzelung Gunisons's und seiner Leute als ein Argument dafür angeführt ward, daß andere eben so entsetzliche Thaten von dem gleichen Erfolge begleitet sein würden.

„Ja, ich zweifle auch nicht, daß der Herr uns sein Gedeihen schenken werde," sagte Mr. Ward.

Ich kannte seine Stimme und schauderte, als ich die Entweihung des heiligen Namen Gottes hörte. Ueberhaupt ist es eine der größten Greuel des Mormonismus, daß seine Anhänger für alle ihre Verbrechen eine göttliche Sanction in Anspruch nehmen und daß sie die handgreiflichsten Verruchtheiten durch ein „So spricht der Herr" zu rechtfertigen suchen. Ihrem Dafürhalten nach schenkt ihnen Gott sein Gedeihen bei Mord, Verrath, Unzucht und dem Martern wehrloser Frauen. Gesegnet sind die Augen, welche niemals das Antlitz dieser Menschen gesehen und mögen Alle, die ihnen fern stehen mit den Worten des Patriarchen sagen „O, meine Seele komme

nicht in ihre Versammlung, meine Ehre bleibe fern von ihren Geheimnissen, denn in ihrem Zorne haben sie einen Menschen erschlagen und in ihrem Dünkel einen Brunnen gegraben.

Es ist wohl kein Wunder, daß mir ein Theil des angenehmen Gesprächs entging. Wohl aber ist es ein Wunder, daß ich wieder horchte, als ein neuer Gegenstand zur Sprache kam.

In ihrer Uebereinstimmung mit ihrer Politik und damit keine ungünstigen Berichte über ihr moralisches und religiöses Treiben, so wie über ihre Pläne unter das Publikum kämen, hatten sie das alte Sprichwort zur Richtschnur genommen, nach welchem „die Todten nichts wieder erzählen“ und die Kenntniß eines großen Staatsgeheimnisses hätte unter der despotischsten Regierung auf Erden nicht gefahrbringender sein können, als sie unter diesen Menschen war.

Man darf jedoch nicht glauben, daß alle Mormonen von diesem Zustande der Dinge Kenntniß gehabt oder an der Verübung solcher Verbrechen Theil genommen hätten. Einige waren blos unthätige Zuschauer, die sich nicht die Mühe nahmen, sich nach den wirklichen Ursachen viele Ereignisse zu erkundigen, die zum Vorschein kamen. Andere, was sie auch denken mochten, hüteten sich, ihren Gedanken Worte zu leihen. Einige, wie ich gern glauben möchte, waren wirklich stumpfsinnig und unwissend. Es kann seltsam erscheinen, daß eine Gesellschaft von Menschen im Stande war, ein solches System von Schurkerei und Verbrechen so viele Jahre durchzuführen, besonders da fortwährend Auswandererzüge diese Gegend passirten und daher zu vermuthen stand, daß über kurz oder lang etwas von diesen gesetzwidrigen Vorgängen entdeckt und allgemein bekannt werden würde.

Eine Gesellschaft Auswanderer entdeckte auch wirklich Etwas, was sie aber niemals offenbarte.

Es war nämlich im Spätherbst, als ein Zug aus acht

Wagen, zehn Männern, zwölf Frauen und einem Häuflein Kinder bestehend, in der Salzseestadt Halt machte, um auszuruhen und sich und ihre Thiere zu erfrischen, ehe sie das Schneegebirge überstiegen. Die Männer waren schlau und gute Beobachter und die Frauen neugierig, was die Mormonenältesten sehr argwöhnisch machte, obschon die Heuchler sich hüteten, ihr Mißtrauen offen auszusprechen.

Wir haben alle Mitleiden mit dem entlaufenen Sclaven, der von Spürhunden verfolgt wird, in Utah aber werden Gäste und Besucher von eben so grausamen und unerbittlichen Spionen ausgespürt. Alle Worte und Handlungen werden belauscht, selbst die Gedanken sucht man zu errathen und sogar ein Ausdruck des Gesichts, ein Ton der Stimme, oder ein Geflüster wird mit boshafter Uebertreibung weiterberichtet und zur Grundlage einer mörderischen Anklage gemacht. Diese Auswanderer waren keine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Die Spione ermittelten, daß sie ein Geheimniß entdeckt hatten, welches man ängstlich zu bewahren wünschte. Auch erfuhr man, daß sie die Absicht hatten, noch mehr zu erforschen und endlich überzeugte man sich sogar auf die unwiederleglichste Weise, daß zwei oder drei der Auswanderer sich in ein Zimmer einzuschleichen gewußt hatten, wo eine geheime Mormonenversammlung abgehalten ward, wodurch es ihnen möglich geworden war, von manchen Plänen der Heiligen Kenntniß zu erlangen.

Auf diese Entdeckung ward sofort wieder eine geheime Versammlung berufen, von welcher die Auswanderer, obschon sie Gegenstand derselben waren, nichts wußten. Man beschloß, daß, eben so wie ihr Verbrechen ein heimliches gewesen, auch ihre Strafe eine geheime sein solle und die Barbarei der Strafe eine der alten spanischen Inquisition würdige.

Shakespeare sagt, daß zu seiner Zeit mancher Mensch lächelte und lächelte und dennoch ein Schurke war. Die mensch-

liche Natur scheint seit jener Zeit nicht besser geworden zu sein. So lächelten auch diese mormonischen Heiligen, während sie mörderische Anschläge in ihrem Herzen trugen: sie scherzten und lachten, liebkosten die Kinder und wußten die Reisenden aufzuhalten bis der Schnee auf den Gebirgen zu fallen begann und es allen Anschein hatte, daß der Winter sehr zeitig einbrechen würde. Nun machte man ihnen den Vorschlag, daß zwei oder drei Mormonen als Führer sie auf dem schwierigsten Theile der Reise begleiten und ihnen eine neuentdeckte Straße zeigen sollten, durch welche die Entfernung um beinahe die Hälfte abgekürzt würde.

Zufrieden mit sich selbst, zufrieden mit den Mormonen und zufrieden mit der ganzen Welt reisten die nichts ahnenden Auswanderer ab. Allerdings hatten sie unter den Mormonen Vieles gesehen, was ihnen nicht gefiel. Die geheimen Offenbarungen hatten sie zuweilen in Erstaunen und Entrüstung versetzt, aber so fromme und gastfreie Menschen wie die Anführer der Mormonen konnten nicht anders als gutherzig sein. So schlossen die arglosen Auswanderer und nahmen gern das ihnen angebotene Geleit an. Während die Anführer der Mormonen aber sie auf diese Weise täuschten, hintergingen sie ihre eigenen Leute auf eine andere Weise. Den Uneingeweihten sagte man, die Auswanderer gingen blos eine Tagereise weit in das Gebirge, um zu jagen.

Die Auswanderer verließen die Salzseestadt, sie verließen das Land der Mormonen und träumten nur von dem herrlichen Goldlande am stillen Weltmeer und freuten sich, daß sie Führer bekommen hatten, deren Kenntniß die Reise nach jenem herrlichen Lande abkürzen würde. Glaubt man wohl, daß auch nur ein Einziger jemals dahin gelangte? Hat man wohl einen Begriff von ihrem furchtbaren Schicksal? Es läßt sich dies be-

zweifeln; denn selbst die schwärzesten Bilder der Phantasie würden weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Mit dem Namen des Schneegebirges bezeichnet man jene ungeheure Gebirgeskette, welche den westlichen Rand des großen Beckens und die östliche Grenze von Californien bildet. Es ist keine einzelne Gebirgskette, wie man sie auf der östlichen Seite des Continents antrifft und zu deren beiden Seiten ein offenes Land liegt, sondern eine Reihenfolge von Gebirgskämmen, die mit schmalen Schluchten, reißenden Strömen und unergründlichen Seen abwechseln. Wer sich einmal in diesen Gebirgen verirrt, ist unrettbar verloren. Eben so gut hätte man versuchen können, aus den Gemächern des alten Labyrinths den Weg an die freie Luft zu finden. Hat man einen Berg unter allen den Schrecknissen, welche Schnee, Kälte und Ermüdung mit sich bringen, erstiegen, so sieht man sich blos an dem Fuße eines zweiten. Bodenlose Abgründe, zugefrorene Seen und schwarze Schluchten umgeben den Wanderer auf allen Seiten, und der Tod, der schrecklichste Tod ist die einzige Rettung.

Und dennach erzählte dieser Mormonenälteste, der jetzt mit Mr. Ward sprach, mit kaltblütiger Ausführlichkeit alle Einzelnheiten seiner Schurkerei, so wie die furchtbaren Leiden jener Auswanderer, die er mit auf Abwege hatte bringen helfen. Einer der Unglücklichen, welcher seine Genossen überlebt hatte, war im nächsten Frühling von einem Jäger entdeckt worden. Er lebte gerade noch lange genug, um das entsetzliche Schicksal seiner Kameraden zu erzählen und zu sagen, wo man ihre Ueberreste finden würde. Die Nahrung aber, welche früher gereicht, ihn am Leben erhalten hätte, führte in diesem letzten Stadium des Hungers seinen Tod herbei. Einige dieser Jäger waren Mormonen, welche nach Utah zurückkamen, und das Ungeheuer hatte, obschon Kirchenältester, diese Mittheilung aus

ihrem eigenen Munde, ohne daß sie wußten, welche Blutschuld auf ihm lastete.

„Und starben sie denn alle?“ fragte Mr. Ward mit zitternder Stimme. „Der Himmel weiß, daß ich ihren Tod nicht auf meinem Gewissen haben möchte.“

„Es war der Wille des Herrn,“ sagte der Mormone. „Hatten sie nicht versucht, die Heiligen zu verrathen?“

Mr. Ward gab keine Antwort, und der Mormone fuhr fort: „Die Führer, welche wir mit ihnen aussendeten, versicherten mir, nach ihrer Rückkehr, daß wir nicht uns weiter vor ihnen zu fürchten brauchten, denn sie wären so in die Irre hineingeführt, daß der Teufel selbst sie nicht auf den richtigen Weg zurückzubringen vermöchte. Anstatt über das Gebirge hinüberzukommen, würden sie sich immer mehr darein vertiefen und zur gerechten Strafe für ihre Hartnäckigkeit und Neugier durch Kälte und Hunger einem gewissen Tode anheimfallen.“

„Dann gingen sie also nördlich anstatt westlich?“ fragte Mr. Ward.

„Das war es. Ebenso wie die Kinder Israel in der Wüste umherzogen, bis sie alle um ihrer Sünden willen umkamen, so war es auch mit diesen Leuten. Es war mir offenbart worden, daß es der Wille des Herrn sei.“

„Wirklich?“ fragte Mr. Ward in feierlichen Tone.“

„Nachdem die Führer sie verlassen hatten,“ fuhr der Mormone fort, „kamen sie in das eigentliche Herz der Granitgebirge hinein, wo alle Vegetation aufhört und die zu einer Höhe von vielen tausend Fuß ansteigen. Die Gemse des Felsengebirgs und ein kleines Thier, welches Aehnlichkeit mit einem Eichhörnchen hat, waren die einzigen hier noch zu sehenden lebenden Geschöpfe und so scheu, daß alle Versuche sich ihnen auf Schußweite zu nähern vergeblich waren. Der

Schnee ward um die Auswanderer herum immer tiefer und ihr Vorrath an Lebensmitteln immer kleiner. Es war ihnen unmöglich, in den Schneewehen weiter zu kommen und endlich schlug man vor, ein Lager aufzuschlagen und den Winter hindurch liegen zu bleiben. Zum Glück, wie es ihnen schien, entdeckten sie eine Höhle in der vor dem Winde geschützten Wand eines Berges, dessen mit Eis bedeckten Spitze in einer Höhe von 15,000 Fuß über ihnen funkelte. Sie stellten ihre Wagen vor den Eingang, luden ihre Sachen ab und schafften den größten Theil davon in die Höhle, während man die Thiere frei laufen ließ, damit sie die zarten Schößlinge des kümmerlichen Gebüsches abnagten und die dürftigen Grashalme an den Stellen abweideten, wo der Wind den Schnee von dem Bergabhange hinweggetrieben hatte. Eine Abtheilung von fünf Mann ging voran, um den Weg zu erforschen. Nachdem sie eine Woche lang hin und her gewandert waren und sich dabei blos von der Rinde eines Baumes genährt hatten, kehrten sie unverrichteter Sache in das Lager zurück. Zu wiederholten Malen ward dieser Versuch erneuert, aber stets ohne Erfolg. Nun gaben sie sich einer nach dem andern der Trostlosigkeit und Verzweiflung hin, während ihnen alle Schrecknisse des Hungertodes vor Augen standen. Ihre Thiere wurden eines nach dem andern geschlachtet und gegessen und dann und wann brachten die Jäger ein erlegtes Wild. Nachdem diese Hülfsquellen erschöpft waren, gewährten Wurzeln, Baumwurzeln und sogar Gras die Mittel kümmerlicher Subsistenz. Aber die Kälte ward unerträglich, der Boden war mit furchtbaren Schneewehen bedeckt, der Schnee erfüllte die Luft und verdunkelte den Himmel und die Gesellschaft sah sich nun dem furchtbarsten Mangel Preis gegeben. Die Männer waren nur noch lebendige Gerippe. Einige legten sich in ihre Betten und weigerten sich dieselben wieder zu verlassen, andere,

deren abgemagerte und matte Beine sie nicht mehr zu tragen vermochten, krochen auf Händen und Knien durch den Schnee nach solchen Stellen, welche der Wind kahl geweht hatte und gruben mit ihren steifen erstarrten Fingern nach den Graswurzeln oder sonst etwas, was das Leben erhalten konnte.

Mr. Ward war schweigend im Zimmer auf- und abgegangen. Ich hörte seine Tritte, endlich blieb er stehen, wahrscheinlich dem Mormonenältesten gegenüber.

„Warum erzählen Sie dies?“ fragte er in bekümmertem Tone.

„Weil es mich freut, daß der Herr unsere Feinde besiegt hat.“

„Ich habe nie über das Unglück eines Kindes frohlocken können,“ sagte mein Gatte.

„Aber ich thue es, sagte der Aelteste. Ich freue mich, ich frohlocke darüber, ich bin stolz darauf. Nie habe ich ein angenehmeres Gefühl empfunden, als da ich jenen Jäger erzählen hörte, wie die Männer sich in die schreckliche Nothwendigkeit versetzt sahen, das Fleisch ihrer todten Frauen zu verzehren und wie Mütter mit gierigem Hunger sich von dem verstümmelten Körper ihrer Kinder nährten. Mein tägliches Gebet ist, daß alle unsere Feinde in dasselbe Drangsal versetzt werden und auf eine gleichschreckliche Weise umkommen.“

Still und schweigend hatte ich diese schreckliche Erzählung angehört und zweifelte halb an der Möglichkeit einer so verruchten That, bis dieser letzte entsetzliche Wunsch die Wirklichkeit desselben bestätigte. Mich selbst und alles um mich her vergessend, stieß ich einen lauten Schrei aus.

Im nächsten Augenblick standen die beiden Männer neben mir. Ich begriff sofort meine Lage und warf mich meinem Gatten zu Füßen. Er betrachtete mich mit Rührung und Mitleid.

„Sie ist verloren!“ sagte der Aelteste. „Die Sünde, welche Eva's Verderben war, wird auch das ihrige sein. Verderbliche Neugier!“

„Verlassen Sie uns jetzt,“ sagte Mr. Ward, „ich wünsche mit meiner Frau allein zu sprechen und werde ein andermal bereit sein, mit Ihnen diese schlimmen Angelegenheiten weiter zu verhandeln.“

Der Aelteste ging fort, aber noch immer hallten die schrecklichen Worte in meinen Ohren: „Sie ist verloren.“

„Weißt Du Marie,“ sagte Mr. Ward, „daß diese thörichte Neugier, Dein Leben in Gefahr gebracht hat?“

„Ich weiß es, aber nicht die Neugier ist meine Schuld, sondern dies Wissen. Ich begab mich in dieses Zimmer, ohne die mindeste Absicht, Euer Gespräch zu belauschen. Ich empfand durchaus keine Neugier und wenn ich etwas gehört habe, so ist dies eben so sehr die Schuld des Sprechers, als die meinige. Es wäre nutzlos, wenn ich den Auftritt schildern wollte, welcher nun folgte; obschon von Zorn, Entrüstung und Vorwürfen dabei nicht die Rede war. Nicht blos meine Augen vergossen Thränen, auch ein männliches Herz ward von Unruhe und Schmerz gefoltert. Ich bat meinen Gatten, mir zu gestatten, aus diesem Lande zu entfliehen.

„Das ist unmöglich Marie! Wo willst Du hin?“

„Mit Harmer und seinen Leuten.“

Er schüttelte den Kopf. „Und wenn Du auch dieses Land hinter Dir hättest, Marie, so wärest Du deswegen immer noch nicht gerettet. Der Mormonismus hat seine Emissäre in allen Staaten der Union, welche auf Befehl der Kirche Deinen Aufenthaltsort mit untrüglicher Gewißheit entdecken würden und dann —“

„Dann wäre ich ihrer Rache preisgegeben, welche grausam ist,“ sagte ich ihn unterbrechend.

„Ganz recht und hier hast Du wenigstens einen Freund.“

„Ich fühlte, ich wußte es, aber leider war dieser Freund ein Mormone. Und dennoch setzte ich alles Vertrauen auf seine Liebe und Treue. Nur noch eine Frage blieb übrig: War sein Einfluß wohl ausreichend, um mich vor Tod oder schimpflicher Strafe seiner Kirche gegenüber zu schützen?

Achtundvierzigstes Kapitel.

Schluß.

Mehrere Tage vergingen, während welcher ich mit allen Qualen der Ungewißheit kämpfte. Es war eine geheime Versammlung abgehalten worden, um über mein Verbrechen zu berathen, aber das Ergebniß war weder mir noch meinen Gatten bekannt. Man hatte ihm den Zutritt dieser Berathung nicht gestattet und die Beschlüsse, welche in solchen Versammlungen gefaßt wurden, verriethen sich blos durch die später folgenden Ereignisse. Natürlich schwebte ich in fortwährender Angst. Ich zitterte bei dem leichtesten Geräusch und floh bei der Annäherung meiner besten Freunde. Hätte ich die Art, die Zeit und den Ort der Strafe gekannt, so wäre mir dieser Zustand erträglicher gewesen, denn ich hätte mich darauf vorbereiten und mit Standhaftigkeit richten können. Sogar der Trost der Theilnahme oder des Raths meiner Freunde war mir beraubt, weil Mr. Ward behauptete, daß das einzige Mittel meine Strafe zu mildern, darin bestünde, daß man die ganze Sache streng geheim hielte und dieß schien auch in der That so zu sein.

Mittlerweile war ich, trotz meiner eigenen Gefahr, um das künftige Schicksal derer, die nach Californien auswandern

wollten, sehr besorgt. Ihre Rüstungen für die Reise gingen sehr rasch von statten und Brigham und die Aeltesten leisteten ihnen dabei allen möglichen Vorschub, beschrieben ihnen die Straße, die sie einzuschlagen hätten, und sprachen von der Aussicht auf Reichthum und Glück, welche in dem Goldlande die Ansiedler erwartete.

Aber dennoch ließen Die, welche man auf diese Weise ins Verderben zu stürzen suchte, sich nicht gänzlich täuschen. Mrs. Bradish kannte den gewissenlosen Charakter dieser Menschen, Emily hatte von ihren heimlichen Angelegenheiten mehr erfahren, als sie sich zu offenbaren getraute. Harmer begriff recht wohl, daß die Gefahr des Entrinnens nicht größer sei, als die des Bleibens, und vertraute vielleicht zu sehr auf seine Fähigkeit, seine Feinde zu überlisten, denn trotz ihrer anscheinenden Freundlichkeit wußte er recht wohl, daß der bitterste, schwärzeste Haß in ihren Herzen lebte.

An einem schönen Morgen zu Anfange des Frühlings reisten sie endlich ab. Die ganze Gesellschaft zählte ungefähr ein Dutzend von Denen, welche von der Politik der Mormonen abzuweichen wagten. Ich sagte ihnen mit schwerem Herzen und thränenvollen Augen Lebewohl.

„Nehmen Sie sich vor den Indianern in Acht," sagte ich zu Mrs. Bradish.

„O, fürchten Sie nichts; Anna Bradish wird beide Augen offen halten."

„Dann kennen Sie wohl die Gefahren, die Ihnen drohen?"

Sie nickte bedeutsam und sagte:

„Sie werden nicht größer sein, als sie hier sind."

Ich sagte nichts weiter, denn Mr. Ward's Augen waren mit einem Ausdrucke, den ich recht wohl verstand, auf mich geheftet.

„Kamen denn diese Leute jemals nach Californien?“ wird der Leser fragen.

Nicht ein Einziger von ihnen. In der vierten Nacht ihrer Reise wurden sie überfallen und sämmtlich ermordet. Mr. Ward erzählte mir dies und als ich weinte und ihm Vorwürfe darüber machte, daß er in solche Verbrechen gewilligt, antwortete er kaltblütig: er habe es nicht verhindern können, und so lange als die Majorität solchen Dingen günstig sei, müsse die Minorität sich entweder schweigend verhalten, oder sich darauf gefaßt machen, dasselbe Schicksal zu theilen.

Einige Tage später theilte mir Mr. Ward mit, daß er in Angelegenheiten der Kirche auf einige Tage verreisen müsse. Diese Worte waren an und für sich ziemlich einfach, aber die Aengstlichkeit seines Wesens und ein räthselhafter Ausdruck seines Gesichts erregten in mir den entsetzlichsten Argwohn. Ich wollte ihm zu Füßen fallen und ihn flehentlich bitten, mir zu sagen, ob ich in seiner Abwesenheit für mein Leben zu fürchten habe, aber er verließ, nachdem er mich von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, sofort das Haus, ohne ein einziges Wort des Abschieds. Vor Furcht und Angst außer mir dachte ich plötzlich an Flucht. Eigentlich war dies kein neuer Gedanke, doch hatte ich bis jetzt jede Ausführung desselben für unmöglich gehalten. In diesem Augenblicke jedoch bemächtigte sich meiner der glühende Wunsch nach Freiheit, in Verbindung mit dem größten Widerwillen, noch länger unter den Mormonen zu bleiben, während ich fast mit Gewißheit ahnte, daß eine furchtbare Strafe meiner harre. In meiner Angst und Aufregung dachte ich nicht, daß auch noch andere Gefahren zu bestehen sein würden und beschloß auf alle Fälle, einen Versuch zur Flucht zu machen.

Ungeduldig den Einbruch der Nacht erwartend, traf ich einige Vorbereitungen, legte Männerkleider an, die früher

Mrs. Bradish zugehört hatten, färbte mir das Gesicht, so daß ich einem Indianer glich, und schlich dann, so bald es finster genug war, vorsichtig zur Hinterthür unsers Hauses hinaus, kletterte über den Gartenzaun und stieg in das Thal hinab, durch welches der indianische Spurweg führte. Anfangs fühlte ich mich leicht und froh, als ich so rasch durch die dunkeln Schatten des Waldes dahinschritt; als aber das Gefühl der Ermüdung mich übermannte und das laute, lange Heulen des Wolfes sich Unglück verkündend mit dem Gekreisch des Panthers und den traurigen Wehklagen des Nachtvogels mischte, begann ich die volle Gefahr meiner Lage einzusehen und über die Verwegenheit nachzudenken, mit welcher ich gewagt, die Wohnungen der Menschen zu verlassen, um allein fortzuwandern und vielleicht in der fast unendlichen Wildniß umzukommen. In dieser äußersten Noth empfahl ich mich Gott als der stets gegenwärtigen Zuflucht in der Zeit der Noth und schöpfte Muth aus der Kenntniß seiner Alles fügenden Vorsehung. Erfüllt von diesen tröstlichen Gedanken setzte ich mich an den Fuß eines Baumes. Ich fühlte jetzt keine Furcht mehr. Ich gedachte des Wortes des Patriarchen: Der Gott Israels ist Deine Zuflucht und sein ewiger Arm herrscht über Dir. Und die Kraft dieser Worte durchdrang meine innerste Seele. Während ich noch so nachdachte, ward ich von einem tiefen, aber angenehmen Schlummer überwältigt und als ich am nächsten Morgen erwachte, schien schon die Sonne und die Vögel sangen, während mein Geist erfrischt und meine Körperkraft erneuet war. Ich genoß ein wenig Zwieback, den ich mitgebracht, wanderte dann weiter und bald darauf bemerkte ich ein Pferd, welches am Rande eines kleines Flusses weidete. Es war gesattelt und gezäunt und ein dunkler Flecken auf dem Geschirr war offenbar Blut. Das Thier erblickte mich und kam vertraulich wie ein alter Freund herzu, obschon es, nach

seinem Aussehen zu urtheilen, seit mehreren Tagen keinen Herrn zu haben schien. Der eine Zügel war zerrissen und der Sattelgurt verschoben, wahrscheinlich weil es sich niedergelegt hatte. Ich redete es freundlich an, schnallte den Sattel wieder fest, führte es an einen Baumstumpf und stieg ohne Widerstand auf. Es war ein schönes, stattliches Thier, muthig und feurig, und trug mich rasch weiter. Es wäre mir unmöglich, die Gefühle der Dankbarkeit zu schildern, die ich empfand, während ich über diese mir von der Vorsehung rechtzeitig gesandte Hülfe nachdachte.

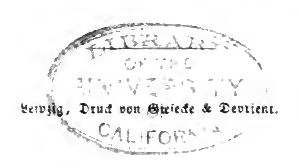
Das Pferd hatte wahrscheinlich einem Soldaten oder Auswanderer angehört, der von den Indianern oder Mormonen ermordet worden war. Ich konnte nun meine Reise mit der größten Leichtigkeit fortsetzen. Während des Tages ging und ritt ich abwechselnd und brachte die Nacht zu, wo ich gerade ein genügendes Obdach fand.

Endlich, am vierten Tage meiner Reise, während ich Mittags am Fuße eines Hügels ruhte, hörte ich dicht in meiner Nähe ein Rauschen im Dickicht und gleich darauf floh ein durch einen noch in der Brust steckenden Pfeil tödtlich verwundeter Hirsch an mir vorüber, taumelte aber und stürzte, anscheinend todt, nieder, nachdem er blos noch eine kurze Strecke zurückgelegt. Es dauerte nicht lange, so sprang ein bunt bemalter und gefiederter Indianer aus dem Gebüsch. Als er mich gewahrte, stieß er ein eigenthümliches Grunzen aus und blieb stehen, als ob er nicht wüßte, ob er herankommen oder sich zurückziehen sollte. Ich stand auf, ging auf ihn zu und bot ihm die Hand, welche er nach einigem Zögern annahm. Er konnte englisch sprechen und es folgte nun eine Unterredung, welche damit endete, daß er mich aufforderte, ihm in seine Hütte zu folgen. Ich nahm dieses Anerbieten freudig an und nachdem der Hirsch zerlegt worden, machten wir uns auf den

Weg. Aber man denke meine Ueberraschung und meine Freude, als ich bei meinem Eintritt in seine Hütte eine alte Bekannte darin erblickte!

„Ethlin!" rief ich, vor Erstaunen ganz außer mir. Sie fuhr bei dem Ton meiner Stimme empor und betrachtete mich mit einem seltsamen Gemisch von Ueberraschung und Neugier. In der Meinung, daß ich am besten thun würde, wenn ich mich ihrer Großmuth in die Arme würfe, theilte ich ihr sofort alle Umstände meiner Flucht aus der Stadt der Mormonen mit und hatte die Freude zu sehen, daß ich in ihrer Brust ein Mitgefühl erweckte, welches zu meinem Vortheile dienen mußte. Ich verweilte mehrere Tage bei ihnen und dann erbot sich der Indianer, mich nach den civilisirten Niederlassungen zu bringen. Unter seinem Schutze legte ich die Reise mit verhältnißmäßiger Sicherheit zurück, obschon beinahe drei Monate von der Zeit meiner Flucht aus der Mormonenstadt an vergingen, ehe ich die Wohnungen meiner Freunde erreichte.

Sicher und geborgen bei diesen fühlte ich mich lange Zeit zu glücklich, als daß ich auf den Einfall gekommen wäre, ein Buch zu schreiben; da ich aber viel von dem Mormonismus und den Plänen der Häupter desselben sprechen hörte, so empfand ich den Wunsch, der Welt ein Bild von meinen Erfahrungen mitzutheilen, damit man die Ungeheuerlichkeiten und Gräuel des Mormonismus kennen lerne, so wie die Verbrechen und Betrügereien seiner tonangebenden Mitglieder, deren verderblicher Einfluß in dem schönen Utah vorherrschend ist. Wenn Einer oder der Andere sich durch meine Mittheilungen warnen läßt, so ist meine Arbeit nicht vergebens gewesen.



Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Ward, Marie.
Frauenleben unter den
Mormonen.

v.3

